2 Bde.
7.–

A 3747 I/II

Weibliche und männliche

Charaktere.

Weibliche und männliche

Charaktere.

Von

F. Gustav Kühne.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von Wilh. Engelmann.
1838.

RBR
Jan72
#918
bd.1

Inhalt.

I. Die bleiche Nonne zu Sant' Antonia. 1
II. Die kleine weiße Dame auf Newstead-Abtei. . . . 29
III. Die arme Maria. 41
IV. Bettina. 53
V. Rahel. 75
VI. Charlotte Stieglitz. 115
VII. Briefe an Dina. Geistlich und weltlich. 155

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/weiblicheundmnnl11kuhn

I.

Die bleiche Nonne

zu

Sant' Antonia *).

---

*) Dem berühmten Bernhardiner-Nonnenkloster in Alcobaça (in der portugiesischen Landschaft Estremadura).

Ueber den Klostergarten breiteten sich schon die Abendschatten mit ihrem stillen Frieden, während die Sonne noch den Saum der hohen Ringmauern beglänzte und die Firnen der Berge in rothem Golde strahlten. Draußen auf den Straßen und Plätzen wogte das Leben mit seinem bunten Gewühl und die Leidenschaft der Menschen, welche die Gluth des Tages in die Stille zurückgedrängt, richtete sich auf wie eine Blume, die nach erfrischendem Abendthau dürstet. Lieder erklangen in allen Gassen, die klagende Sehnsucht und die heitere Lust wurden laut, und zwischen den Olivenbäumen des nahen Waldes jagten sich muntere Burschen und lachende Mädchen, oder wandelte die träumerische Liebe Arm in Arm.

Nur innerhalb der Klostermauern schienen die Herzen still zu stehen und der lebendige Mensch sich eine Ruhestatt gebaut zu haben. Aber es war doch nur ein erheuchelter Friede, der über dem Klostergarten lag.

Schweigsam traten die Nonnen aus ihren Zellen in die dunkeln Laubschatten. Einige wandelten mit einander in stummer Eintracht. Andere setzten sich auf den Marmorrand des Bassins, wo der Springquell seine Kühlung bot, und betrachteten mit lauschender Eitelkeit ihr Spiegelbild auf der Wasserfläche. Noch Andere eilten nach den Blumenbeeten und pflegten ihre Lieblinge. Ließ sich doch auch hier, hinter den Kerkermauern einer verdumpfenden Frömmigkeit, nicht ganz die spielerische Freude der sinnlichen Menschennatur verscheuchen! Nur eine Einzige ging sinnend in das tiefere Gebüsch, um die Einsamkeit des Klosterlebens sich noch einsamer zu machen und mit ihrem Grame ganz allein zu sein. Man nannte sie die bleiche Agnes, oder die todtenstille Schwester. Alle Andern hatten noch Wünsche von Tag zu Tag, sei's für eine Blume, die sie pflegten, oder für den Vogel, den sie fütterten.

Unzugänglich für den großen Strom der Freuden dieser Welt, suchte sich doch Jede noch im Stillen ihr kleines Gelüst und war hinter den Klostermauern nicht ganz allein mit ihrem Gott. Selbst die arme Franciska, die man aus den Armen ihres Geliebten gerissen, und die nun fieberkrank auf ihrer Zelle lag, hatte noch ihre schmerzlich süßen Träume vom verlorenen Glück der Liebe. Nur Agnes hatte nichts zu beweinen, sich über nichts zu freuen; sie allein schien mit dem Leben fertig. Keine der frommen Schwestern war so pünktlich im Klosterdienste als Agnes, und doch geschah keiner so wenig Genüge damit als ihr. In ihrer unausgesetzten Pflichtvollziehung lag zugleich eine Gleichgültigkeit der Seele. Sie betete und fastete, that Buße und kasteiete sich; aber die bleiche Ruhe ihres Angesichts wich auch unter der Geißel nicht, die sie über sich schwang. Ihr Herz schien wie ein Grabgewölbe, und die bleichen Wangen waren weiße Rosen über einer tiefen Gruft. Dabei war sie mild zu Jedermann, gefällig und dienstfertig sondergleichen. Man hatte die stille Schwester lieb, obwohl Niemand dem strengen Blick ihres Auges

auf lange begegnen mochte. Von Zeit zu Zeit regte sich unter den Schwestern wohl der Argwohn, das Gemüth der stillen Agnes belaste ein geheimes Verbrechen, das unsühnbar sei und deshalb von ihr verschwiegen bliebe. Der fromme Beichtvater betheuerte, es sei kein Fehl mehr an ihr, sie habe die Vergangenheit gebeichtet und gesühnt. Nur die Aebtissin wollte ihrem Spürblicke ein Ziel setzen, das zu erreichen sich ihre Klugheit getraute. Aber noch war Agnes aus allen Prüfungen makellos an Worten und Thaten hervorgegangen, und die Abadessa hatte sie nach wie vor wieder liebgewinnen und ehren, wenn auch beargwöhnen müssen.

Agnes wandelte den Bach entlang, der unter der Klostermauer sich in den innern Raum drängte und den Garten durchzog. Die Mauer war mit einem Kreuzgewölbe darüber hingebaut, und so konnte der kleine Strom sich ungehemmt ergießen. „Der Bach ist wie das Leben," sagte die bleiche Nonne und blickte sinnend in den flüchtigen Wellentanz. „Auch von den schwarzen steilen Klostermauern läßt sich das Leben nicht

zurückhalten, es zieht mit uns auch in die düstre Klause des einsamen Gebetes. Alle meine Schwestern hangen noch irgend wie durch einen Wunsch mit dem Dasein zusammen; es läßt sich das Leben doch nicht ganz abtödten. Das Leben stiehlt sich wie der Bach in unsere Seele, wenn wir gegen seinen offnen Andrang eine Scheidewand ziehen. Nur wer aus dem Leben das Kloster schon mitbringt, wie ich, der findet hier das Kloster. Ich hatte, schon eh' ich den Schleier nahm, kein Leid und keine Lust, ich wußte kaum um mein Dasein, als ich es aufgab. Von der Welt schied ich, weil sie mir nichts bot, aber auch das fromme Hinsterben in Sack und Asche hat für mich keinen Reiz."

Agnes glaubte sich allein; der Arm, der sich jetzt um ihren Nacken legte, überzeugte sie eines Andern. Die Aebtissin war ihr gefolgt, und als sich Agnes zu ihr wandte, küßte sie ihr die schöne weiße Stirn. „Mögen Dich die Heiligen erquicken und Dir den Trübsinn aus dem Herzen scheuchen!" sagte die gute Mutter und legte die Hand auf ihr Haupt. „Ich wollte Du hättest statt der stillen Trauer, die keinen Grund kennt

und eben deshalb grundlos tief ist, irgend eine Sünde auf Deinem Herzen, die Du bereuen und sühnen könntest. Es würde Dir besser sein, als die verzehrende Traurigkeit, die doch nicht die wahre Ruhe ist."

„Wer kann ruhiger sein, als ich und mein Herz?" sagte Agnes still vor sich hin.

„Die wahre Ruhe," sagte die Abadessa, „ist nicht dies stille Hinsiechen, die wahre Ruhe beseligt, denn sie ist der Friede des Herrn, sie ist der Lohn für die getreue Pflichterfüllung."

„Pflichterfüllung?" wiederholte Agnes, „ich habe keine Pflichten."

„Wie?" lautete der Vorwurf. „So gering achtest Du den Altardienst? Und die Buße der Fastenzeit, die Kasteiung in der Zelle, die Stickerei an der Altardecke, die Weberei für die Kapelle der heiligen Antonia, die Fußwaschung der Armen — das Alles hältst Du für keine gottgefällige Pflichten? Ist das der Grund, daß die Heiligen Dich nicht segnen, trotz aller Buße, die Du übst? Ist diese Mißachtung der Ge-

lübde die Sünde, die Dich belastet? Der Dienst des Herrn ist Dir keine Pflicht?"

„Geschieht der heiligen Antonia ein Gefallen damit, daß wir ihr die Decke weben," sagte Agnes ruhig, „so mag es für eine schöne Pflicht gelten. Aber die Heilige lächelt wohl zu diesem Dienste, denn wir dienen nur uns selbst damit. Eine Pflicht nenne ich nur einen Dienst zum Nutzen eines Andern. Die Heiligen mögen sich freuen über uns, aber wir nützen ihnen nicht. Ach! ich hatte einst große Pflichten, als ich in der Welt war. Aber da ich sie nicht erfüllen konnte, verließ ich die Welt und suchte die Stille des Klosters."

„Und so hast Du doch wohl noch Deine Wünsche draußen in der sündhaften Welt, und Dein Herz ist nicht ganz gewaffnet gegen die Kunde, die ich Dir bringe?"

„Ich habe abgeschlossen mit Allem, redet, gute Mutter."

„Marquis Agostinho ist gestorben."

„Die Heiligen wollen ihm gnädig sein," sagte Agnes ruhig. „Man hatte ihn mir zum Gatten gegeben.

Liebe brachte er mir nicht, somit konnte er auch keine fordern; ich bin mir keiner Schuld gegen ihn bewußt, meine Rechnung mit ihm war längst fertig."

„Der Gram um seine Söhne hat ihn ins Grab gebracht. Den einen von Beiden soll eine geheime Liebe verzehrt, den Andern eine Leidenschaft zu demselben weiblichen Wesen wahnsinnig gemacht haben. Das hat an dem Leben des Alten genagt, und so starb er langsam hin."

Die Aebtissin sprach die Worte mit lauschenden Blicken; es galt, die Klosterschwester zu prüfen.

Sie hatten den dunkeln Laubgang verlassen und standen am kühlen Marmorrande des Bassins. Agnes starrte in die silberne Fluth, in deren Spiegel der Mond sein Angesicht wiegte. „Und das Alles mußte ich verursachen und bin doch ohne Schuld!" flüsterte sie still vor sich hin und der Hauch ihrer Lippen zitterte im leisen Abendwinde.

„Ohne Schuld?" fragte die Aebtissin ungläubig.

„Ja, gute Mutter, ich trieb sie alle in den Tod, und bin doch schuldlos an ihrer Vernichtung. Wollt

Ihr die Geschichte meines Lebens hören? — es ist die Geschichte der menschlichen Ohnmacht. Ich war noch nicht funfzehn Jahr alt, als mich ein Jüngling liebte. Ich wußte nicht, was Gegenliebe sei, aber ich gefiel mir in seiner wohlthuenden Nähe, ich duldete seine Schwüre und seine Zärtlichkeiten, denn er war sanft und gut, wie das Lamm der Mutter Gottes. Daß er auch ein Held sein könne, den seine treue Liebe in den Tod gejagt, erfuhr ich später erst. Ich war das willenlose Werkzeug für die Pläne meiner Familie. Wir waren verarmt und hatten von unsern Vorfahren nur den Stolz geerbt. Der Marquis Agostinho bot meiner Familie für meine Hand den Genuß seiner Schätze. Ich ward an ihn verkauft und fügte mich, denn ich hatte keine Ahnung von den Rechten eines eigenen Willens. Luzio bestürmte mich mit Thränen und Bitten, ihm treu zu sein. Aber Luzio war ein armer Jüngling. Er verließ die Vaterstadt, er nahm Dienste in der spanischen Armee, sein Tod war die erste Nachricht vom Feldzuge gegen die Barbaresken. Dies folgte sich so schnell, daß ich erbebte. Ich hatte nicht gewußt,

was Liebe war: jetzt erfuhr ichs, der brennende Schmerz der Seele, die verzehrende reuige Sehnsucht, das war meine Liebe. Und Luzio war todt, erst sterben hatte er müssen, eh' ich ihn liebte, nun gehörte einem Todten meine Liebe und mein Leben. Agostinho war ein Funfziger, er forderte nicht, was ich ihm versagt hätte, er wollte nur meinen Umgang, Stützen seines Hauses waren schon da in den beiden Söhnen erster Ehe. Beide waren abwesend, ich kannte sie nicht. Luis studirte zu Coimbra, Gonzaga war in einer entfernten Provinz bei der Armee. Jener, der Jüngere, machte uns bald seinen Besuch. Dom Luis war ein stiller, menschenscheuer Jüngling. Sein Sinn war ganz auf die Wissenschaften gerichtet, sein Gemüth rein und unbefleckt. Wir lasen zusammen die Dichter unsers Volkes, und in diesem Verkehr ward uns Beiden recht wohl; ich sollte seine Mutter sein, und lernte ihn lieben wie einen Bruder. Er war so sanft und hold, und in seiner Nähe vergaß ich den Schmerz der verlornen Liebe. Aber in ihm erwachte bald eine Neigung anderer Art, die sich anfangs in einem Hasse gegen seinen Vater

verrieth. Auch gegen seine Umgebung machte er Launen geltend, die ihm sonst fremd gewesen. Er wurde jähzornig, wenn man ihm widersprach, grausam gegen seine Diener, undankbar gegen seinen Vater, treulos gegen seine Freunde. So kündigte sich eine glühende Leidenschaft in Luis an, deren Gegenstand ich selber, ich, seine Mutter, war. Es war eine schwere Stunde, als er weinend zu meinen Füßen lag, und der ganze Schmerz seines Unglücks sich wie ein Feuerstrom über seine zitternde Lippe ergoß. Es war ein schwüler Gewitterabend meines Lebens. Ich strafte ihn mit Worten des Ernstes, und mein Herz war doch von milder Liebe bewegt, die Pfeile der Vorwürfe, die ich ihm machte, stumpfte mein Mitleid ab. Konnte ich doch ahnen, was es zu sagen habe, zu lieben, wo man nicht lieben sollte, oder nicht mehr zu lieben vermag! Wir saßen Beide in Thränen aufgelöst, und wußten nicht mehr, was Schmerz war in unsern Gefühlen, und was Freude. Aber wir sprachen seitdem kein Wort mehr mit einander. War doch das Geheimste, Unsagbarste laut geworden: was sollten wir uns noch sagen? Hatte

die Menschenwelt doch keinen Raum für unsere Gefühlswelt. An diesem Fluche zerbrechen die edelsten Herzen oder verbluten sich langsam, und tragen mitten im lebendigen Leben ihren Tod mit sich umher. — Dom Luis war ein edler Mensch, obwol er seine Mutter sträflich liebte. Was mich zu seiner Mutter gemacht hatte, war die Thorheit der Welt; aber er wagte es nicht, die Scheu vor einer geheiligten Thorheit abzuwerfen. Er verhielt sich still und trug seinen Gram allein. Und doch mußte ich einen neuen Ausbruch seiner Leidenschaft fürchten, ich mußte auf seine Entfernung sinnen, ohne daß ich den Haß seines Vaters gegen ihn reizte. Wir lebten ziemlich getrennt, wir sahen uns selten. Luis vertiefte sich in seine Studien, Kränklichkeit und Abneigung hielten ihn von jeder Zerstreuung zurück. Ich saß für mich und vollendete ein Familienbild, das ich begonnen. Der Marquis hatte den Wunsch, sich im Bilde an meiner Seite zu sehen. Jetzt malte ich den Sohn dazu, ganz wie er war, mit der sanften blassen Miene des Kummers, aber nicht auf mich den Blick gerichtet, sondern auf das Crucifix, das

ich in Händen hielt und ihm reichte. Um seine Gestalt hüllte ich das Kleid eines Carmelitermönchs. So wollte ich seine Leidenschaft, seine Liebe und seinen Schmerz verklären. Es ist ein hergebrachter Glaube, daß wir in frommer Bußübung den Frieden finden, den uns die Welt nicht gibt; es ist eine gutgemeinte Vorstellung, wir haben sie geerbt von unsern Vorfahren; darum malte ich Dom Luis in dieser Klostertracht. Eines Morgens wurde ich bei meiner Arbeit überrascht. Ich höre eilige Tritte und springe hinter die Gardine. Dom Luis tritt ein; ich hatte ihn seit einigen Tagen nicht gesehen. Eine sichtliche Aufregung lag in seinen Mienen, eine verzweifelte Hast in seinen Geberden. Er blickte wild im Zimmer umher, er schien mich zu suchen, eine Entschlossenheit — vielleicht unheilbringender Art — malte sich in seinen Blicken; sein Auge war verworren wie sein Gemüth. Da blieb sein Auge auf dem Bilde haften. Hier stand sein Gericht geschrieben, und es überkam ihn wie eine Mahnung des Himmels. Sein Blick wurzelte in seiner Gestalt auf der Leinwand. Er war zum Beten verdammt, von der, die er

liebte, dazu verdammt. Das lähmte seinen Muth, seine wilde Aufgeregtheit wandelte sich in eine verzagte Angst, und ein Thränenstrom überfluthete sein zitterndes Angesicht. Er warf sich vor dem Bilde nieder, er wollte sich zum Gebete zwingen, aber die Hände mochten sich nicht halten, sie versagten ihren Dienst, wie die Stirn, gegen die er sie schlug, wie das Herz, an das er krampfhaft griff. Dann lehnte er matt den Kopf an meinen Sessel, ich hörte das Schluchzen seiner Thränen verstummen. Jetzt wollte ich hervortreten, ich wollte, ich mußte ein Wort des Trostes, der Beruhigung sagen, war mir gleich die Seele schwer umdunkelt. Da raffte er sich auf; ein neues Leben war in ihn zurückgekehrt. Er blickte rasch im Zimmer umher. Hier lag ein Tuch, eine Schleife, ein Halsgeschmeide von mir, — er steckte es rasch zu sich in den Busen. Dann stand er wieder vor dem Bilde und hob die Hand auf wie zum Schwure. Rückwärts bewegte er sich dann zur Thür, das Auge wurde matt, es starb im Anblicke des Bildes, ich sah es erlöschen mit seinem schimmernden Glanze. Ich trat vor und streckte meine

Hand nach ihm aus. „Dom Luis, sei mein Freund!" wollte ich sagen und ihn rufen, aber das Wort blieb todt auf meiner Lippe. Er sah mich auf ihn zugehen, aber er kam nicht zurück, und bewegte sich langsam und rückwärts gewandt der Thür zu. Sein Angesicht, mit dem er schied, war todtenblaß. Er steht noch vor mir, so bleich und so glanzlos, wie das Mondbild hier vor uns in der zitternden Fluth. — Dom Luis verließ plötzlich das väterliche Haus; er wurde Carmeliter. Man hörte bald von seiner Frömmigkeit, von seinen strengen Bußen und Fasten; bald hörte man von seinem Tode. Die Leute sagten, er sei wie ein Heiliger gestorben, seine Seufzer hätten dem Himmel gegolten, — ich wußte das besser, ich, seine Mutter, die ihm den Tod gegeben. Er war nicht der Erste, den ich in den Tod getrieben, als Lohn für seine Liebe zu mir."

Agnes schwieg und blickte starr, wie ein schönes Marmorbild, in die kühle Welle, die vor ihr hüpfte. Dann flog eine zitternde Hast durch ihre Adern, sie bog sich matt auf den Rand des Bassins und lehnte ihre bleiche Stirn an den kalten Stein.

„Das blutende Herz der Mutter Gottes ist allerbarmend!“ sagte die Aebtissin und legte segnend die Hand auf das Haupt der Dulderin. „Die Heiligen werden Dich trösten, armes Kind, denn es ist keine Schuld an Dir.“

Agnes erhob sich und blickte der Aebtissin fest ins Angesicht. „Das ist eben der Fluch,“ sagte sie mit feierlichem Ernste, „der bitterste Fluch meines Lebens, daß ich nichts zu büßen, nichts abzuwaschen habe aus meinem Herzen! Glücklicher sind die Sünder dieser Welt, die Reue ist süß, und der Gott nie unversöhnlich. Was aber hätte ich zu bereuen? Welche Schuld liegt auf meinem Gewissen? Ist denn nicht alles in Ordnung zugegangen, was so die Welt Ordnung nennt? Diese Ordnung ist ein Moloch, dem wir unsere süßesten Wünsche, die heiligsten Regungen der Natur opfern. Vielleicht richtet der Gott jenseits anders, vielleicht sagt er: O, du Thörin, du blödes Weib, warum hast du den Satzungen der Welt so kostbare Opfer gebracht! — Menschen können mich nicht richten; ist doch diese Ordnung ihr Machwerk, ihr Götze.“

„Du sprichst irre, gutes Kind," sagte die Abadessa und schüttelte das greise Haupt. Agnes hüllte sich in den Schleier, beugte das Haupt und ging.

Die Aebtissin folgte ihr und sie wandelten langsam durch die dunkeln Orangen dem Kloster zu.

„Die Geschichte Deines Lebens," hob die fromme Mutter an, ist noch nicht zu Ende. Marquis Agostinho hatte einen zweiten Sohn. Schütte Deinen Gram in mein theilnehmendes Herz und es wird Dir wohl thun. Ich bin verschwiegen, gutes Kind, sprich Dich ganz aus. Nur die heilige Antonia hört außer mir Deine Worte."

„Ich brauche nicht geheim zu thun mit meinem Schicksale," sagte Agnes mit lauter Stimme. „Vielmehr möchte ich's in die weite Welt ausschreien, daß die Felsen erbebten und die blöde Hirnschale des Menschen erzitterte. Hört es, Kinder dieser Welt, fühlt es, ihr todten Steine! ich that alles, alles, was, wie die Menschen sagen, Gott gebeut, ich habe den Gesetzen des Lebens gehuldigt wie Niemand, und bin doch die elendeste Creatur unter der Sonne. Ich that Alles,

was Gott befahl, denn Gott, sagen sie, verkündet sich in dem Willen der Eltern, und das Kind gehorcht. Gott, sagen sie, gebietet, dem Gatten zu dienen, und ich diente ihm. Gott, sagen sie, befiehlt zu beten, Nachts und Tages, den Leib zu kasteien und die Seele zu martern mit allerlei Angst und Hirngespinnst. Gott, sagen sie, heißt Dich in Sack und Asche einhergehen und die Füße wund knien — und ich ging ins Kloster. Ich that alles, alles, was, wie sie meinen, der Gott uns anempfiehlt — ach! und ich bin doch ein elendes Weib, gegen das die Thränen und das Blut Derer, die sie geliebt, predigen werden, wenn der jenseitige Gott dereinst anders richtet, als der Gott, den wir hienieden anbeten."

Sie sank zusammen, ihre Kniee brachen. Die Aebtissin hob sie auf die nahe Bank und hielt sie umfaßt. „Mich dünkt, es sei Lästerung in Deinen Worten," sagte die alte Frau, „Kind, Kind, Deine Rede ist nicht fromm und gut, oder ich verstehe sie nicht."

„Mir ist nicht krank," sagte Agnes mit matter Stimme, „nicht kränker, als zuvor. Darum hört mich,

gute Mutter zu Ende, dann will ich still sein für immer, wieder beten gehen, und niemals lästern. — Ich muß Euch noch die Geschichte Gonzaga's erzählen, — es ist nicht meine Geschichte, was ich Euch berichte, — ich habe keine Geschichte, ich habe nichts gethan im ganzen Laufe des Lebens, Niemand genützt, gefördert, gerettet, keinem Herzen den Gram abgenommen, keinem Auge die Thränen gestillt, kein zerknicktes Gemüth aufgerichtet, — das sind auch wohl Gebote eines Gottes; aber sie sagen, das sei nicht unser Gott, der das gebietet, unser Gott heiße die Herzen sich verbluten lassen und ruhig dazu die Hände falten und beten. Ich sage nicht Amen, denn ich weiß nicht, welches der rechte Gott ist, der Gott des Herzens — oder der Gott des Gesetzes. Schlichte das, wer kann! Ich will von Gonzaga reden. Er ist der ältere Sohn des Marquis Agostinho, dessen Weib ich war, weil es der Gott des Gesetzes so wollte. Er diente in der Armee des Königs. Bald nachdem uns Dom Luis heimlich verlassen, sprach er zum Besuche bei uns ein. Er wollte seinen Vater begrüßen, seine neue Mutter kennen lernen.

Er war älter als Luis, ein stattlicher Sohn des Lagers, der Krieg hatte seine Gestalt gekräftigt, seine Wange gebräunt. Wir wußten damals noch nicht, wohin sich Luis gewendet haben mochte. Ich hatte meinem Gatten alles entdeckt, und der Marquis ließ nichts unversucht, den Aufenthaltsort des Unglücklichen zu entdecken. Ich zog Gonzaga ins Geheimniß; ich deutete ihm an, was seinen Bruder dazu vermacht haben könne, uns oder mich zu fliehen; meine Thränen waren mehr als meine Worte die Verrätherinnen meiner bangen Sorge. Gonzaga war ein guter Mensch, darum verstand er unser Verhältniß. Ach! er verstand es nur zu gut und zu tief, was es sagen wolle, in seiner Mutter mehr als die Mutter zu lieben, er verstand es mit so innigem Gefühl, daß er sich selbst in dies Unglück mit verlor. Er liebte seinen Bruder — und weil Dom Luis mich geliebt, erwachte auch zu mir eine Leidenschaft in seinem Innern, die sich bald genug verrieth. Gonzaga war heftigen Temperamentes. Er vermochte nicht, seine Gefühle wie Luis still beizusetzen in die Gruft seines Herzens. Er bestürmte mich mit der Gewalt

seiner Leidenschaft — ich erbebte vor dieser Wendung der Dinge; einen Freund, einen Helfer hatte ich für Luis und mich in ihm erhofft, und nun die wilde Verirrung, der zerreißende Schmerz — unser Unglück war groß! Ich mußte ihn fliehen und Schutz suchen vor dem Sohne bei dem Gatten. Aber Gonzaga kannte kein Hinderniß, keine Gefahr. Er lag zu meinen Füßen, er wagte seine Hand um mich zu schlingen: als der Marquis ins Zimmer stürmte und den Degen zückte in aufgeregter Stimmung. Gonzaga zog das Schwert, um sich zu schützen, ein Dämon der Hölle lag in seinen flammenden Blicken. Da warf ich mich dem Sohne um den Hals, ich bat, ich flehte, ich zerweinte mit dem Strome der bittersten Thränen seinen Haß und seine Leidenschaft. Er war zerknickt, vernichtet. Er legte das Schwert zu den Füßen seines Vaters, er knieete vor uns hin, er gelobte, mich nie wieder zu sehen, er wolle gehen, seinen Bruder suchen, und mit ihm weinen oder sterben. Er ging und fand Dom Luis im Kloster der Carmeliter. Bald hieß es, der König habe ihn auf sein Gesuch des Dienstes entlassen; auch Gon-

zaga wurde Mönch. So fromm endet die Geschichte, gute Mutter, nicht wahr, recht demüthig und gottselig? Hab' ich nicht gut katholisch gehandelt? Wer will über uns richten? — Gonzaga war Carmeliter wie sein Bruder. Er wollte gehen, um mit ihm zu weinen oder zu sterben. Aber zum Weinen hatte er keine Thränen, sein stolzes Herz war felsenhart. Zum Sterben hatte er nun keinen Muth mehr, sonst wäre er wohl in die Schlacht gezogen und hätte den Ehrentod gesucht. Er saß bei dem kranken Bruder und pflegte ihn, denn Dom Luis starb langsam hin. Er sehnte sich nach dem Himmel, sagten die Leute: wer will uns also richten? Will der Gott uns verdammen, dessen Gesetze wir nicht überschritten? Nein, der Gott nicht; aber es gibt, ach! es gibt noch einen andern Gott, der jenseits lachen wird über die Thorheit der Menschen, und sagen: O, ihr Kinder des Wahns, wie habt ihr Eurem Moloch Alles opfern können! Sei ruhig, gute Mutter, ich lästere nicht, ich sage nur: wer will uns richten? Wir haben gelebt und sterben in dem Gotte, den man uns predigt. Ich sage Amen über Luis' arme Seele. Er

starb und Gonzaga schlug verzweifelnd die Hände über dem Todten zusammen. Er war nun so allein, er konnte mit Niemand mehr von seiner Liebe reden. Aber die Mutter Gottes war ihm doch gnädig; sie strich ihm mit sanfter Hand über die Stirn und löschte auf der Tafel seines Gedächtnisses alle scharfen Wundenstriche fort; Gonzaga ist ein stiller, guter Mensch geworden, sie sagen, er sei irre geworden, und so trägt er denn sein Leid. Die Heiligen mögen es so mit ihm am Besten gemacht haben, und die Heiligen sind ihm das schuldig, denn er hat alles aus Frömmigkeit gelitten. Daß er seine Mutter — seine junge Mutter liebte, das gab ihm ein böses Schicksal ein, das wir nicht kennen, das aber allgewaltig ist, und das wir wohl eine Gottheit nennen könnten, die wir fürchten und versöhnen sollten. Aber er hat seiner Liebe entsagt, seinen Vater nicht beleidigt, nicht verletzt, er hat alles gethan, was das Gesetz verlangt. Wer will über ihn richten? — Habt Ihr mir noch etwas zu sagen, fromme Mutter, wollt Ihr mir eine Buße auferlegen? — Daß ich Agostinho's Weib nicht länger sein mochte, war wohl

mehr seine, als meine Schuld. Er wurde düster gegen mich und sich, er ließ mich allein und wir lebten getrennt. Da ging ich und nahm den Schleier. Sie nennen mich die bleiche Agnes, sie sollten mich die Mutter des Todes nennen; ich habe überall das Leben um mich getödtet, aber nicht ich — sondern das Gesetz der Welt. Meine Geschichte ist aus, fromme Mutter."

Agnes stand auf und trat aus der Schattenlaube. Das Mondlicht küßte ihre weiße Stirn, der Nachtwind spielte mit ihrem wehenden Schleier. So stand sie da wie eine körperlose leuchtende Gestalt.

„Möchten die Heiligen Dir gnädig sein und Dich vor Gonzaga's Loos bewahren!" sagte die fromme Dummheit der Abadessa, die wieder zu ihr trat und ihre Hand ergriff.

Ein Lächeln flog, wie ein Spott aus jener andern Welt, über die bleichen Lippen der Nonne, in ihrem Auge brannte ein tiefer, aber ruhiger Todesschmerz.

Die Abadessa ging mit ihr die Allee hinunter. Die Nachtglocke läutete mit ihrem eintönigen Rufe. Die frommen Schwestern waren schon in der Capelle zum

Nachtgebete versammelt. Dann ging man schlafen, um früh wieder aufzustehen im alten Wahne, dem Gott einen Gefallen zu thun mit Beten und Singen, während man sich selbst sicher glaubte vor den Freuden und den Thorheiten, den Schmerzen und den Pflichten des Lebens.

Nach einigen Tagen trug man eine Schwester zur Gruft; es war die bleiche Agnes.

II.

Die kleine weiſse Dame

auf

Newſtead-Abtei.

Washington Irving erzählt in den Miscellaneous seine Besuche auf Abbotsford und Newstead-Abtei, den Besitzungen der beiden schottischen Romantiker Englands, Walter Scott's und Lord Byron's. Beide Wohnörter tragen ein Gepräge von der Geistesstimmung ihrer Besitzer, oder — soll man sagen — manche Tonweisen in deren Gedichten klingen wie ein Lufthauch, wie ein Echo in dem alten Gemäuer jener Burgen. So ist der Mensch auch mit dem Besten, was er gibt, Product der Scholle, die ihn trägt. Wenn ich vom Dichter den Ort kenne, wo er saß und träumte, den Freund, an dessen Zuspruch er sich geweidet, die Geliebte, über die er gejubelt und geweint, — so kenne ich sein Tiefstes, es steckt nichts Geheimes weiter in ihm. Der Dichter ist nichts als ein Mensch, nur wachsartig oder auch elastisch weicher als die Andern. —

Newstead-Abtei ist eins der schönsten Muster jener seltsamen und romantischen, halb burg-, halb kloster-artigen Gebäude, welche als Denkmäler des Alterthums in England noch übrig geblieben sind. Dazu liegt sie mitten in einer segenreichen Gegend, dem Mittelpunkte des sheerwooder Waldes und von den Schlupfwinkeln Robin Hoods und seiner geächteten Schaar umgeben, deren Ruhm in alten Balladen und Kindermährchen lebt. Der Wald existirt freilich fast nur noch dem Namen nach, und der Strich, über welchen er sich einst dunkel und einsam erstreckte, ist jetzt eine offene, freundliche, durch Landsitze, Meiereien und Dörfer belebte Gegend. Die Abtei, welche vermuthlich einst die geistliche Herrschaft über jene Gegend übte und das Seelenheil der wilden Waldbewohner in Obacht nahm, war ursprünglich ein Mönchskloster und wurde in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts von Heinrich II. zu der Zeit gegründet, als er durch die Erbauung von Gotteshäusern und durch andere Beweise werkmäßiger Frömmigkeit die Ermordung Thomas Becket's abzubüßen suchte. Sie wurde Gott und der Jungfrau ge-

weiht und mit Mönchen des Auguſtiner-Ordens bevölkert. Zur Zeit der Aufhebung der Klöſter, unter der Regierung Heinrich's VIII., erfuhr auch Newſtead einen plötzlichen Glückswechſel, indem es nebſt einer benachbarten Herrſchaft an Sir John Byron, den Steward von Mancheſter und Oberaufſeher des ſheerwooder Waldes, geſchenkt wurde. Dieſer Ahnherr ſpielt in den Traditionen der Abtei und in den vielen Geiſtergeſchichten, welchen ſie das Daſein gegeben hat, unter dem Namen: „Sir John Byron der Kleine mit dem großen Bart," eine bedeutende Rolle. Die Familie Byron wurde in der Folge in den Freiherrnſtand erhoben und lebte auf Newſtead in ſtolzer Pracht. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Großonkel des Dichters der Erbherr, ein Mann von leidenſchaftlicher, rachſüchtig düſterer Gemüthsart, den die geſchwätzige Chronik der Abtei mit dem Namen des „böſen Lord's" bezeichnet.

Hier war es, wo Byron das Gefühl der Vereinſamung wie ein Gift in ſeine Seele zog; es war der einzige Ort auf der Welt, wo er ſich heimiſch wußte,

weil die Umgebung mit seiner Stimmung harmonirte. Von der Zinne des Thurms konnte er hinüberschauen nach Annesley-Hall, wo die ihn nicht liebende Geliebte, Miß Mary Chaworth, wohnte; in dem schaurigen Walddunkel standen die seltsamen Steinfiguren, deren Errichtung dem Lord unter den Landleuten den Ruf der Tollheit zuzog. An den Wänden der Abtei hingen manche Denkmale der Barbarei der Vorzeit, an den Dielen klebten die Blutmahle der launischen Tollwuth der Ahnherrn, und manches Herz hatte sich über den Klosterwahn des Jahrhunderts in den einsamen Zellen hier zu Tode geweint. Und der Fluch, der an der Schwelle haftete, war noch immer mächtig. Der Dichter, der unter diesen Denkmalen saß, litt eben so sehr vom Wahne und von der Barbarei seiner Zeit. War er doch von der Gesellschaft ausgestoßen, hatten ihn die Vorurtheile seines Standes doch hundertfach ans Kreuz geschlagen.

Und mit Lord Byron's Tode war das Irrsal, das sich über die Menschen auf Newstead-Abtei häufte, nicht zu Ende. — Noch bei Lebzeiten des Dichters

war die Besitzung käuflich in die Hände des Obersten Wildman gekommen. Dieser Mann war dem Sänger des „Childe Harold" in der Jugend nahe gewesen, er ehrte Byron's Liebhabereien und wollte sie als Alterthümlichkeiten in Newstead-Abtei aufbewahren. Ein abendlicher Spaziergang durch den Mönchsgarten ließ ihn ein Abenteuer erleben. Eine weiße kleine Frauengestalt stieg zwischen Ruinen und dunkelem Buschwerk vor ihm auf und verschwebte, eine Undine, leicht und sylphenhaft in der dämmernden Ferne. Es war „die kleine weiße Dame," wie man das Mädchen in der Gegend nannte. Sie bewohnte das Eckstübchen einer versteckten Meierei. Menschenscheu und schweigsam, wie sie war, kam sie nur mit den Schatten der Nacht aus ihrer Zelle und hielt wie ein irrer Geist ihren Umzug durch die Pfade, die von Byron's Andenken angefüllt waren. Sie sprach mit Niemand, duldete Niemand um sich, nur „Boatswain," Byron's großer neufoundländischer Hund, der auf der Abtei zurückgeblieben, war ihr Begleiter, ihr einziger lebendiger Freund. Sonst lagen ihre Liebe, ihr Sinnen und

Trachten im Grabe. Stundenlang saß sie oft unter dem Baume, in dessen Rinde der Dichter seinen Namen eingegraben, oder kniete weinend am Fuße des Denkmals, das er zwischen den Ruinen der Capelle hatte errichten lassen. Dieser Denkstein schien ihr Altar zu sein. Bald las, bald schrieb sie mit einem Stifte auf einer kleinen Tafel, die sie bei sich trug, im Scheine des Mondlichts, meistens aber saß sie in stilles Brüten zusammengesunken. Ihr Anzug war stets der nämliche; ein weißes Kleid mit einem schwarzen Spenzer und ein weißer Hut mit einem kurzen Schleier, welcher den obern Theil ihres Gesichts verbarg. Es war eine kleine, nervenleise, zerbrechliche Gestalt, schon über die Blüthe des Lebens hinaus. Die Leute auf der Abtei gewöhnten sich allmählig an ihr Wesen und ließen sie still gewähren. Die Scheu vor ihr verschwand, als man erfuhr, sie sei taubstumm. Manche aber sagten, ihr Verstand sei zerrüttet.

Und so schien es fast. Eine verzehrende Leidenschaft zu Byron, nicht zu ihm, dem Lord, dem Manne, der lebendigen Person, eine Leidenschaft zu ihm als Dichter

hatte diese weltvergessende Einsamkeitslust in dem Mädchen erzeugt. Diese romantische Bethörung war durchaus geistiger und idealer Art, denn die Schwärmerin hatte, wie sie in einer ihrer Rhapsodien selbst versichert, den Lord niemals gesehen: er war für sie nur eine aus Schaume der poetischen Entzückung aufgestiegene Gestalt ihres Sinnens und Denkens. Dazu war sie aber bei der äußersten Reizbarkeit des Gemüthes in körperlicher Hinsicht höchst beklagenswerth. Sie war nicht taubstumm geboren, aber hatte in einer Krankheit das Gehör und auch die Fähigkeit deutlicher Artikulation eingebüßt. Sie war wie ein aus der Gesellschaft ausgestoßenes Wesen. Ihr Name war Sophie Hyatt. Als Tochter eines Buchhändlers in einer Landstadt geboren, hatte sie vor Jahren schon ihre Eltern verloren. Ihr Bruder wurde ihre einzige Stütze, ein kleines Jahrgehalt blieb ihr von diesem eine Zeit lang ausgesetzt. Bald aber siedelte sich derselbe mit seiner Familie nach America über und ließ sie allein unter den Felsenherzen Altenglands. Mit dem Tode des Bruders hörte die Auszahlung des Jahrgeldes auf, ein weitläufiger Ver-

wandter, der noch einzige Angehörige ihrer Familie, ließ ihr endlich aus einem Gefühle des Stolzes, sie nicht unter die Zahl der Kirchspielsarmen aufnehmen zu lassen, eine kärgliche Unterstützung zukommen. So von den Bedingungen eines Daseins beinahe gelöst, mit krankem, hinfälligem Körper, leiblich unfähig, in der Gesellschaft eine Stelle geltend zu machen, und bei alle dem die verzehrende Melancholie, womit sie Byron's dämonische Dichtungen liebte, wie eine tödtliche Krankheit im Herzen, mochte sie die Symptome einer Gehirnverwirrung deutlich genug verrathen und im Gefühle einer herrannahenden Umdunkelung der Seele doch nicht loslassen von der verliebten Schwärmerei ihrer Phantasie, die mit Byron's Verzweiflungslust liebäugelte.

Das ist „die kleine weiße Dame" im Mönchsgarten auf Newstead-Abtei, von der Washington Irving mit der ihm eigenen Harmlosigkeit und materiellen Treue alle Einzelnheiten ihres Mißgeschicks gutmüthig einfach erzählt. Oberst Wildman hielt es für eine heilige Sache der Pietät gegen den verstorbenen Dich-

ter, sich des an seinen Gedanken und Gefühlen verunglückten Mädchens anzunehmen. Auch Mistreß Wildman zog sie möglichst in ihre Nähe. An diese Wohlthäter schrieb sie Briefe voll der rührendsten Ergebung. Sie spricht auch oft darin mit banger Furcht von dem Herannahen einer Geistesirre, die sie Monomanie nannte. Es gibt eine Art Wahnsinn aus Einsamkeitslust. — Das Geschick der kleinen Sophie endete ein plötzlicher Tod. Verhältnisse machten ihre Entfernung nach London nöthig, sie hoffte dort das Testament ihres Bruders eröffnen zu können, und verließ Newstead-Abtei, wo sie viele Jahre einsam verbrütet hatte. In Begleitung einer Pächtersfrau kam sie bis Nottingham. Schon im Begriffe, sich nach dem Postgebäude zu begeben, geräth sie unter die Deichsel eines Wagens, die Pferde treten sie zu Boden. Der Zuruf des Kutschers war vergeblich gewesen; die kleine Sophie war ja taub. Sie starb ohne Seufzer. Ihre Gedichte, von denen Washington Irving einige in seine Erzählung einstreut, athmen ganz in Byron's Todesschmerzen.

III.

Die arme Maria.

In den Papieren, die zu den Documenten von Jean Pauls Leben gehören, finden sich einige recht thränenfeuchte Blätter. Ich meine die Briefe jener Maria *), deren Liebe zu Jean Paul sich bis in den Tod aus freier Wahl verirrte, deren glühendes Schmerzgefühl für den Dichter sich nur in den Wellen zu kühlen wußte. Und diese Selbstvernichtung aus überschwänglicher Neigung mußte sich gerade in die Lebenskreise des tugendhaftesten aller Dichter drängen, gerade der reinste, sinnlichkeitsloseste aller Poeten mußte eine begehrliche Liebesflamme erwecken, die eine harmlose Mädchenseele zum Eigenmord trieb. Maria hatte den Schöpfer ihrer

*) Der Vermuthung nach war Maria eine Tochter oder Enkelin jenes Forster, der in Paris unter der Guillotine starb.

Träume, das Ziel ihrer weiblichen Wünsche, den Gott ihres innern Lebens nie gesehen. In seinen Werken betete sie ihn an und sog aus den süßen Schwelgereien mit seinen Gedanken, aus der keuschesten Entzückung über seinen Genius, die leibliche Begier, sein eigen zu sein, um als sinnlich begabtes Weib zu ergänzen, was der körperlosen Psyche der Jeanpaulschen Muse fehlt. Maria war ein echt menschliches, echt weibliches Wesen, kein Ossian'sches Nebelgespinnst, wie Jean Paul's Liane, sie war nicht blos der Duft der Blume, auch nicht blos ihr äußerlich prangendes, eitles Farbenspiel, sie fühlte sich auch als den Kelch der Blume, aus dessen Schooße sich doch alles erzeugt. Eine Liebe, die blos Geist sein will, wäre eine Blume, die bloß Duft sein möchte. Ihr verschließen sich bald die Poren der erzeugenden Kraft, ihr verwelken bald die frischgrünen Zweige der heitern Sinnenwelt, und der sonst milde Gott, der Leib und Seele zu süßer Eintracht schuf, blickt mit zürnender Miene auf diesen eigensinnigen Zwiespalt der Creatur, die ihren von Natur gesetzten Frieden aufhebt. Die Natur ist nicht das vom

Geist Abgefallene, der Leib nicht das Verworfene. Nur wo die Entzweiung von Leib und Seele sich verfestet, und jeder Theil des ganzen vollen Menschen sich seine schwelgerischen Freuden für sich sucht, da steckt Mephistopheles sein lächelndes Angesicht durch den Nebel der verworrenen Menschenwelt und streut rechts und links seine Saat wie Feuerfunken in die aufgerissene Furche. In Maria wollte sich ein weibliches Wesen mit seinem ungetheilten Reichthum an Leib und Seele entfalten. Nur der Starke erliegt, wo sich ein ganzer Mensch ins verzerrte Leben drängt. Der Schwache kann sich fügen, einen Theil von sich Preis geben, um mit der andern Hälfte zu vegetiren. Der Starke will nichts von sich wissen, er kann nur sich selbst, sein volles Dasein aufgeben, wenn seine Ganzheit nicht Raum gewinnt auf der engen Scholle, die sich ihm unter den Füßen nicht weiter dehnen will. Mariens Geschichte ist eine furchtbare Rache, die die zurückgedrängte Leiblichkeit gegen den Geist ausübte. In ihren Briefen an Jean Paul scheint Maria Anfangs ganz Seele, ganz trunken von dem Aether einer keuschen Entzückung, die sich der kör-

perlichen Hülle so ungestraft, wie es Jean Paul's mondscheinduftige Poesie gebietet, entwinden zu können wähnt. Aber allmählig laufen irre Funken der Begier durch dies Zwielicht voll betäubender Aetheressenzen. Kleine mädchenhafte Wünsche, harmlos wie Genien flatternd, weiß in Unschuld gekleidet, sind die stillen Vorboten einer aufglühenden Leidenschaft, wie oftmals fliegende Wölkchen vor dem Gewittersturme hertanzen. Sie warf sich Anfangs an sein weiches Dichterherz, er erschien ihr als Lehrer, als Vater. Aber in der steigenden Trunkenheit, die der trauliche Verkehr mit Jean Paul's Phantasiegebilden erzeugt, verräth sich leicht ein leiser Nervenkitzel. Nun will sie, da sie einmal Kind zu ihm sein darf, ein sichtbares Zeichen als Gewährniß seines wirklichen Daseins, sie bittet um ein Band, einen Knopf — endlich um eine Locke seines Haares. Maria war Jean Paul's Bettina. Nur daß sie nicht eitel genug war, sich in ihrem Wesen, wie jene, zu gefallen; sonst wäre sie Kind geblieben, hätte mit der Kindlichkeit noch schön gethan, wie jene, selbst wenn die Kindheitslaune längst verbraucht und abgenutzt. und der

Gegenstand ihrer Anbetung sein Antlitz von ihr gewendet. Maria war das zur Jungfrau plötzlich erwachende Kind Jean Pauls. Sie zerbricht die kleine Ruthe, die er mit schonender Milde ihr zu winden Miene macht, sie zerreißt das Nebelgespinnst prüder Empfindsamkeit, das sich mit Jean Paul's Dichtungen in ihr Herz genistet, sie will nicht mehr schwelgen in seinen Gedanken, sich nicht mehr wiegen in seinen Gefühlen, sie hat ihn ausgelesen, zu Ende studirt, und seine Phantasien erscheinen ihr jetzt nur wie eine Vorschule zur Liebe. Sie will ihn sehen von Angesicht zu Angesicht, sie entschließt sich zu einer Reise nach Baireuth, sie will ihn sehen und haben, ihn, den ganzen Menschen, den Mann, der mit seinen süßen Worten ihr wider Willen das Herz geraubt, sie will ihm ins Auge sagen, wie grausam die Liebe sei, die er entzündet, weil er die Liebe ohne Leiblichkeit geschildert, sie will an seinem Busen sich ausweinen, an seinen Lippen, in seinen Armen finden, was seine Poesie nicht giebt und nicht zu geben vermag. Sie will kommen, um ihm zu dienen, kommen und ihm die Füße waschen, seine Stube fegen,

seine Magd sein, — um nur Theil zu haben an der Leiblichkeit des Geliebten. Der keusche Vater Richter erschrickt vor dem sinnlichen Dämon, der aus der Seele des Mädchens redet. Er beginnt zu vermahnen, sie auf ihre eigenen Kreise der Häuslichkeit zu verweisen, um sich dort ein Genüge zu schaffen. Maria hat Mutter und Schwester um sich; sonst steht sie abgeschnitten vom Leben. Ihre Welt ist zu eng für ihre weitgedehnte Seele, ihr Gemüth hat sich schon zu tief eingetaucht in die Sehnsuchtswogen, auf denen die Muse ihres Dichters sie schaukelt, sie bedarf eines männlichen Herzens, an das sie sich werfen, einer Gestalt, an die sie sich schmiegen kann. O, ihr Dichter, malt doch die Liebe nicht ohne Leiblichkeit! Zeichnet Menschenbilder in begrenzter, wirklich vorhandener Form! Der Körper giebt dem Geist sein Maaß und zugleich seine Befriedigung. Wie thöricht ist die tugendhaft sein wollende Welt, die da wähnt, der prüde Jean Paul habe nie damit Unheil angerichtet, daß er in seinen Poesien den Leib wegwirft und den abgelösten Geist auf den Wellen der Gefühle einherschwimmen läßt!

Jean Paul erschrak vor den Gelüsten einer aufsteigenden Sinnlichkeit in Mariens Gemüth. Er schildert sich ihr jetzt als einen betagten Mann mit altersgrauem Haar, an dessen Locke sie keinen Gefallen haben könne, er spricht in seinen Gegenbriefen absichtlich viel von seiner Frau, von seinen Kindern. Maria erbebt nun selbst vor der unverhohlenen Sprache ihres verrätherisch offenen Herzens. Die glühende Scham wandelt sich plötzlich in einen tödtlichen Haß gegen sich selbst, und sie beschließt, freiwillig zu enden. Jean Paul fordert sie jetzt auf, zu ihm zu kommen, was er früher abgelehnt; er wünscht, sie möge ihn sehen in seiner Häuslichkeit, wie er ein ganz gewöhnlicher deutscher Mann sei, der früh Morgens seinen Schlafrock anhabe und mit der Nachtmütze auf dem Haupte ein ganz bürgerlich solides Wesen sei, das bei der Caffeetasse auch von Gevattergeschichten zu schwatzen wisse. Maria kann nicht zum Humor über sich selbst und ihr verliebtes Herz kommen; dazu fehlt ihr jeder Ton in der Stimmung der Seele. So kommt sie mit ihrem sehnsüchtigen Wesen nicht über sich selbst hinaus, sie kann sich

nur der Welt entziehen, der sie es nicht glaublich zu machen weiß, daß ihre sinnliche Regung so rein gewesen, wie der Schnee des Gebirges. Der überschwenglich geistige Nervenreiz der Jeanpaul'schen Sentimentalität hatte das zurückgedrängte Element der Leiblichkeit urplötzlich aufwogen lassen, und nun stand sie gezeichnet da, wie sie meinte, vor aller Welt, ein Standbild des Spottes. Ihr Dichter hatte für sich Humor genug, um ein Leben voll ärmlicher Wirklichkeit mit der verschwimmenden Sphärenmusik seines verzückten Dichtergefühls im Gleichgewicht zu halten. Ein weibliches schwärmendes Herz vermag das nicht, es zerbricht lieber. Ein weibliches Herz ist ein zärtliches und ein zaghaftes Ding. Maria hielt sich für verrathen und verloren. Sie mußte ihr schamglühendes Antlitz vor dem Lichte des Tages verhüllen, und sie nahm dazu ein Todtenkleid; sie wollte die Flamme der Leidenschaft aus ihrem Busen waschen und sie stürzte sich in die Fluth. Lange hatte sie den Entschluß noch zurückgehalten; ihrer Schwester, die ihren Plan entdeckte, hatte sie gelobt, die kranke Mutter durch ihren Tod nicht zu

tödten. Die Mutter stirbt, und nun hält Maria sich aller Pflicht auf dieser Welt für entbunden, sie wirft sich von der steilen Brücke hinab, die Mühlräder erfassen bald den zarten Leib und schleudern ihn in den kreisenden Strudel. Halb entseelt holt man sie heraus und versucht die Rettungsmittel; aber sie lehnt mit weisem Lächeln die Hülfe ab, sie drückt das verschluckte Wasser gewaltsam zurück und endet mit einer spartanischen Kraft der Seele. Das Weib ist in seiner Schwäche oft riesenstark. Das ist eine bitterböse Wahrheit und eine schrecklich wahre Geschichte von der armen Maria.

IV.

Bettina.

In Bettinens Briefen und Tagebuchblättern hat ein seltsames Mädchenherz der Welt sein süßestes Geheimniß offenbart. Wofür der keusche Mond nicht keusch genug schien, das bleiche Sternenlicht nicht jungfräulich rein und die Stille der Nacht nicht vestalisch verschwiegen genug, das wird hier der Welt verrathen und zur Schau gestellt. Mögt ihr die Schuhe abziehen, Kinder der Gewohnheit, wenn ihr hier wandeln wollt. Wo eine sinnige Jungfrau ihre tiefste Liebe geliebt, wo das Käthchen unsers Jahrhunderts, um die Formen des Lebens unbekümmert, ihrem hohen Herrn ihr ganzes Selbst gewidmet, wo in aller Keuschheit der reinsten Entzückung die Thränen der Wollust strömten und der Puls der Sinnlichkeit die Schwingungen der Begeiste-

rung für das Tiefste und das Göttliche selbst in sich erfuhr: da kann und darf es nicht anders sein, als daß eine Art Andacht unser Gemüth ergreift, um uns zum Verständniß dessen zu befähigen, was hier erlebt, geweint und gejubelt wurde. Ohne diese Andachtsregung, die freilich immer unerläßliche Bedingung ist, wo ein Geheimniß der innern Welt sich uns erschließen soll, wolle doch Niemand diese Briefe zur Hand nehmen, sie möchten ihm unenträthselt bleiben, und der Spötter halte sich fern, er versuche es nicht, diesen Entzückungen der Seele, selbst wo deren Illusionen an das Reich der Lüge oder der Selbsttäuschung grenzen, die baare, blanke Wirklichkeit allzu nahe zu rücken. Was die berauschte Seele spricht, kann die wach gewordene weder bestätigen, noch wiederlegen wollen, und nur seltsam dünkt es uns, daß in Bettinens Stimmung auf den Frühling der Gefühle kein Herbst voll Befruchtung und Bewußtsein folgte, daß der Rausch anhielt und endlich seine Monotonie den Gegenstand ihrer Neigung ermüdete. Wir sehen hier ein Mädchenherz für einen Dichter schwärmen, dem die Locke schon silbern glänzt. Wie

Maria für Jean Paul, so war Bettinens Herz für Göthe's Person entzündet, noch ehe sie ihn gesehen; sein geistiges Ich stand lebendig leuchtend vor ihr. Ganz geistig liebt hier ein durchaus sinnliches Kind. Denn an Gewährung der Gegenseitigkeit war diese Liebe sehr arm. Göthe war Greis, — freilich ein Greis, der als Dichter des westöstlichen Divan noch die Zauber der Jugendliebe in sich heraufbeschwor, und der wohl eine Zeit lang dem gährenden Most der Bettina'schen Gefühle zuschauen mochte. Wie weit aber ein Hinneigen zu dem Kinde, ein Belauschen ihrer lärmenden Herzensschläge, zu einer Gegenliebe wurde, läßt sich schwerlich verfolgen und nachweisen. Wie Bettina plaudert, hatte Göthe sie einst in der Rosenlaube seines Gartens unter seinem Mantel an sich gepreßt und gesagt: So gehörst Du mit zu meiner Gestalt! Ein ander Mal wob er ein Spinngewebe um ihre Stirn mit den Worten: So möge Dein ganzes Selbst der Welt verschleiert bleiben! Ob er aus der fesselosen Sprache ihrer brieflichen Ergießungen manches für seinen Divan in Verse übersetzte, bleibt wohl sehr ungewiß, wie dringend es

auch Bettina behauptet. Mignon und Philine waren in ihr vereint, wie eine musikalische Braut der Sphärenwelt und eine trügerische Nixe voller List und Pantoffelränke.

Bettina v. Arnim, Clemens Brentano's Schwester und Enkelin der Sophie Laroche, sieht in ihrer Kindheit, in ihrer Erziehung und in ihrem ganzen ersten Geschick nur eine Vorbereitung zu dem Verhältniß, in das sie zum Dichter trat. Früh eine elternlose Waise, lebte sie als kleine Tempeldienerin bis zu ihrem dreizehnten Jahre in einem Kloster in Frankfurt a. M. Sie läutete Abends das Angelus ein, spielte den Engel des himmlischen Friedens bei feierlichen Handlungen und mußte, als erwählter Liebling der frommen Schwestern, für die Reinigung des Kelches und der Kelchtücher Sorge tragen. Heiter und unbefangen, wie sie war, that sie den Tempeldienst in geschäftiger Anmuth, aber es stand schon früh ein ganz andrer Himmel in der jungen Mädchenseele, als er aus den abgehärmten Zügen der Klosterjungfrauen und ihren erloschenen Augen herausblickte. In diesen angewöhnten Formen der

christlichen Buße bewegte sich Bettina nur so lange harmlos und frei mit ihrem kleinen, unschuldig lachenden Heidenthum, bis sich die Jungfrau in ihr regte, und ihr frisch bewegter Sinn, immer rein und still, aber immer nach dem lebendigen Gott in lebendiger Welt sehnsüchtig, an dem hölzernen Kreuze nicht mehr innig genug zu beten wußte. Sie hatte sich schon längst, ohne es zu wissen und zu wollen, dem Gott in der blühenden Natur im Geheimen zur Priesterin geweiht. Nachts, wenn Alles im Kloster schlief, stieg sie keck hinaus in die stille Nacht, lief von Thal zu Hügel, sprach mit der plätschernden Welle, mit dem säuselnden Wind, mit der weinenden Nachtigall und schuf sich in diesem Verkehr mit den Geistern der Natur für den unverstandenen Dienst der Kirche einen heimlichen Ersatz. So suchte das aberwitzige Kind, das den todten Christus floh und von seinem Leben im Geiste nichts erfuhr, sich auf eigne Weise einen lebendigen Gott in diesem stillen Naturdienst. Hier glaubte sie den Geist der Geister sich weit näher, hier ward sie heimischer, hier fand sie in jeder Form den tiefen Sinn, und selbst

während der Schauer einer Gewitternacht, als man im Kloster singend und betend und in scheuer Hast durcheinanderlief, hielt sich das seltsame Kind im tobenden Sturm für unendlich sicherer und heiliger von der Nähe des Gotts heimgesucht, als vor dem Altare des Herrn. Diese nächtlichen Wanderungen, die sie mit Fischern und Hirten der Gegend in vielfachen Verkehr brachten, erhielten dem Kinde den naturfrischen Zauber der Gestalt, den die Nonnen an ihr liebten, wie etwas ihnen unerreichbar Fernes. Diese Geheimthuerei mit dem kindischen Priesterthum in freier Natur, das sich ganz ungesucht in ihrem sonst offenen Wesen erzeugte, mochte dem Blicke ihres braunen Auges jenen magischen Schimmer verleihen, der selbst auf Goethe's altverständige Mutter so wundersam wirkte, daß sie ihn nicht anders als mit dem Ton des Violoncello's vergleichbar fand. Ohne alle Befähigung zum Verständniß der Formen der Kirche, ja der Formen des Lebens überhaupt, wußte Bettina nur von sich und der kindlichen Laune ihres lebendigen Herzens, die sich in der ungebundenen Willensfreiheit später zu einem fesselosen Dämon steigern

sollte. Nie hat sie eine Thräne im Kloster geweint, als wenn sie das blonde Haar einer schönen Novizin abschneiden und ein volles blühendes Jugendleben dem langsamen Tode eines dunkeln Opferwahnes sich hingeben sah. Ihre spielerische Kinderseele war nicht auf den eiteln Tand der äußern Welt gerichtet, vielmehr suchte sie, einer geheimen Ahnungsstimme folgend, hinter der erscheinenden Gestalt des Lebens ein geistiges Verständniß, ohne das sie nicht zu leben vermochte, allein sie wollte auch mit den Mächten des Geistes nur spielend verkehren, auch ihre innigsten Gebete an den Gott der Natur verriethen den Grundzug ihres Wesens, auch im Heiligsten, das sie mit allen Schauern der Andacht erschütterte, eine harmlose religiöse Tändelei zu erblicken.

So konnte es nicht fehlen, daß ihr scheinbar nur zur Freude eines ewigen Blüthenlebens berufenes Gemüth jenen Mächten, mit denen sie gespielt, selbst als Spielzeug zu verfallen drohte. Auf den Fluren einer indischen Paradieseswelt wäre sie eine Heilige geworden, die man anbeten durfte, in der Welt des Christenthums

mußte sie einen Theil Schmerzen tragen, die zu unserem geistigen Leben zu gehören scheinen. Nicht ungestraft hat Bettina sich in der Natur ihren Gott gesucht und ihm Tempel erbaut. Die Stimmen, denen sie auf den Fluren nachgegangen, um mit ihnen zu kosen und zu scherzen, erwuchsen nach und nach in ihrem eignen Busen zu Göttern, deren flammende Begier das Mädchenherz zu verzehren drohte, und so war es ihr vorbehalten, in der süßen Lust, der sie nachgejagt, alle die Schmerzen, denen sie zu entfliehen gedacht, mit zu zu erleben und in einer glühenden Leidenschaft zu dem Dichter alle Früchte ihrer kindlich harmlosen Laune, die Blüthen ihres sinnigen Witzes, und die Blumen der keuschesten Treue verloren oder verachtet und langsam in sich verwelken zu sehen.

In Bettinens Hang zu einem selbstgeschaffenen Naturdienst sprach sich das Bedürfniß ihres Kindergemüthes aus, das Leibliche wie alle Materie der endlichen Welt nicht als das Abgefallene, sondern als die benedeite Form für den Inhalt des Ewigen selber anzubeten. Darum entlief sie der Klosterzelle, weil sie

das Leben des Endlichen nicht geopfert wissen wollte, um sich das Heilige zugänglich zu machen. Darum entschlug sie sich der Trauer um einen gekreuzigten Erlöser. Ihr Gott war ein lachender Götterknabe voll frischer Lebenslust, voll überschwenglicher Begier, sich in die Welt zu stürzen, um aus den Flammen der Leidenschaft als Phönix verklärt wieder aufzusteigen, ihren Gott wußte sie viel zu tief im Einverständniß mit der erscheinenden Welt, er blühte, starb und lebte wieder auf mit ihr, er schwelgte und tanzte, er brach alle Knospen, sog alle Düfte, genoß alle Früchte des glühendsten Lebens, ihr Gott, den sie anbetete von früh an, war sie selber, ihr eigner Genius, ihr geistiges Ich, als göttliches, ewiges Ideal verklärt. Nie ist die Sinnlichkeit herrlicher vergeistigt, nie die Seele als die Seligkeit des Leiblichen, der Geist als der Aether der Materie reiner und schöner erklärt und gedeutet, als in der Religion Bettinens. So mußte es nun aber auch ganz natürlich erscheinen, daß ihr schwärmendes, tobendes, trotz aller Tändelei gefährlich pochendes Herz in dem Verkehr mit der Natur, der ihre Nerven nur auf-

regen, nicht beschwichtigen konnte, nirgend Ruhe und Rast zu finden vermochte, als bis sie an Goethe's Busen lag und die Lippen desjenigen Dichters küßte, in dessen Dichten und Denken die Verklärung der Sinnlichkeit zur Schönheit nicht bloß Grundthema, sondern der eigentliche Nerv und die heimliche Religion war.

So weit mußte das unbändige Kind es nun bringen, daß sie den Gott, den sie in dem Leichnam des Gekreuzigten nicht erkannt, dem sie in Wald und Flur nachgerannt, in der Person des Dichters zur Offenbarung gebracht wähnte. Sie glaubte an einen Genius im Menschen, den sie noch für etwas anders hielt, als dessen Geist; sie nannte die ewige Persönlichkeit des Individuums den göttlichen Genius desselben, der in die Hülle herabstiege, ohne von jedem Auge erblickt zu werden. Diesen Genius in Goethe betete sie an, ihm machte sie ihr Herz zum reinen Altar, ihm gehörte all ihr Denken, Sinnen und Träumen. Im Schlummer schmiegt sich ihre Seele erst recht innig an ihn, da zerfließt sie ganz in seine Gestalt. Ihre Natur zerlöst sich in der Person Goethe's, Gott und Natur haben

sich für sie am innigsten in ihm vermählt, und wenn die ganze Schöpfung nur eine Brautnacht ist zwischen Geist und Materie, so hat Bettina hier alle ihre leisesten Gebete zu sprechen, ihre Opfer zu bringen, ihre Gelübde abzulegen, voll süßer Einfalt, voll harmloser Keuschheit der entzückten Seele. Aber es bleibt nicht bei dem kindlichen Geplauder, das ihre Zunge erhebt, um sich und ihn, den sie ihren Herrn und Meister nennt, selig zu preisen. Ihr Gemüth ist oft wie mit Sturmesfittich getrieben, maßlos das Leben hinzuschlendern, um zu den Füßen des geweihten Mannes die Seele zu verhauchen. Fern aber von ihm, von rauher, kalter Welt feindlich berührt, steigert sich ihr Verlangen nach der trauten Nähe seiner sinnlichen Erscheinung zu einer dunkeln, stürmischen Sehnsucht, die sich rücksichtslos ergießt, und so rächt sich denn der Verkehr mit den Mächten der Natur, den sie so still gepflegt, jetzt auf eine unbezwingliche Weise. Goethe selbst erschrickt vor dem dämonischen Geist, der Bettinens Leidenschaft stachelt, das tändelnde Kind kann toben wie ein Bergkobold, und er hat Noth, sie mit jener kühlen Hal-

tungskraft, die seiner Natur eignet, zu beschwichtigen. Dann ist sie oft wieder so schmeichelnd süß, so sanft betäubend wie Blumenduft, sie schleicht sich in die Brust des Greises wie der silberne Mondenstreif durch Schloßruinen listig lugt, und so gleicht sie wohl am meisten einer jungfräulichen Nixe des Rheins, die bald plätschernd das Ufer küßt, bald zu schwarzem Strudel aufrauscht. Eine feenhafte Undine in ihrem ganzen Wesen, hat sie durchaus das launenhaft Wechselnde des Wasserelements. Spielend verräth sie unbewußt das Tiefste und Zarteste, und selbst im Wirbelwind ihrer glühendsten Herzensexplosionen ist sie noch lieblich, anspruchslos und muthwillig wie ein Kind. Manchmal regt sich in ihr der Trieb, sich von der sinnlichen Erscheinung des Dichters abzuwenden und nur das Geistige in ihm zu feiern. Sie appellirt dann an ihren eignen Genius, aber er verläßt sie in der Gefahr, sie ist zu wenig denkende, reflectirende Natur, um Geist und Leib zu sondern, sie kann Form und Gehalt nicht scheiden, ist ihr doch das Sinnliche nicht als Sinnliches schön, sondern wiefern es ein Geistiges manifestirt, es

ist ihr sogar an und für sich dunkel, sie versteht es nicht anders, als es durch das Ideelle, dem es dient, zu fassen. So bleibt denn alles, was sündhaft heißen kann, aus der reinen Kinderseele Bettinens fern, es scheinen nur seltene Stimmungen in ihr aufgestiegen zu sein, die einen Novemberschauer in den blühenden Maitag ihrer Liebe brachten.

Und diese kurzen Novemberschauer hat Goethe's ruhige Sonne still verscheucht. Wie leicht wäre Bettinens Feuergluth in dunkle Nacht zu verkehren gewesen, wie nahe lag die Gefahr, in diesem Sturme die schwankende Mädchenseele zu verlieren! Von einer gleichen Hingebung war hier eben so viel zu fürchten, als von kalter Verschlossenheit oder einem Versuche, das entzündete Mädchenherz, in dem die glühendsten Naturmächte laut geworden, durch verkehrte Enthaltsamkeit zur Besinnung zu bringen. Es war ein Dämon in ihr, der seine Befriedigung wollte, oder er zerbrach die Hülle, in der er tobte. So nahm sie der Greis still in seine Arme, und küßte Stirn und Lippen, wenn das sturmbewegte Herz nicht anders zu beschwichtigen war, und

die Kobolde des Rheingau's ihr tosendes Spiel in Bettinens Brust begannen. Vor seinem Blicke, wenn er ihn lange in dem ihrigen verschwimmen ließ, zerflossen dann alle Schauer einer gefahrdrohenden Ueberschwenglichkeit, und wie wohlthuend seine Berührung auf sie wirkte, erweist sich recht in der Begrüßung, die sie sich, Auge in Auge, machten. Sie sank, als er sie an sein Herz schloß, wie von einem magnetischen Zauber getroffen, in stillen Schlaf. Vor einer förmlichen Seelenkrankheit bewahrte sie wieder ihre frischduftende, lebenspendende Natürlichkeit. Bei aller phantastischen Transscendenz ihrer Natur hatte sie den tiefsten Beruf zum Leben und Weben in allen Stoffen der Endlichkeit.

So hatte sich der alte Goethe durch seine wohlerprobte Weisheit dies Kind gerettet und erhalten. Dafür erwuchs ihm aus Bettinens Gemüth ein großer Gewinn, und er genoß in diesem Verhältniß zu ihr einer erfrischten Jugend des Geistes, wie er sie bedurfte, um das Buch Suleika zu dichten. Ihre Naturevangelien, die sie ihm vorpredigt in ihren Briefen, rufen ihm die Zeit wieder auf, wo er „eben so närrisch" war

wie sie, und weit „glücklicher und besser", als in der Spätzeit seines Lebens. Ihre ganze vollblühende Leidenschaft zu ihm nimmt er in sein weites, großes Herz, und die überfließenden Faseleien kindischer Exaltation steckt er bequem daneben hinter den Ministerrock, wo schon so Manches saß, und wenn sie zu dringend wird und zu lästig, dictirt er dem Secretär eine abkühlende Antwort in die Feder. Ist sie bei ihm, so lacht er sie oft aus wegen ihrer tollen Phantastik, nimmt sie aber gleich darauf wieder in seinen Mantel und trägt sie streckenweit durch Gärten und Fluren. So kann er sie nicht entbehren, sie ist ein Theil von ihm, sie holt mit ihrem Leben manches nach, was er in seinem eignen schon verwunden. So genießt er die Schmerzen und Freuden seiner jugendlichen Jahre in ihrer Gestalt noch einmal mit, und indem sie so ganz nur ein Gebilde Goethischer Muse scheint, bringt sie ihm doch viel Neues, was er erst durch sie verstehen lernt. Sie deutet ihm die Religion in seinen eignen Dichtungen, zeigt ihm den Gott auf in seiner Natur, schlägt mit strafenden Worten an das kalte Aristokratenherz, das

die Wahlverwandschaften schuf, verwirft die weiblichen Gestalten im Meister, und wirft ihm mit instinctartiger Divination einen Schluß des Romans nach, wie er niemals in Goethe's Ahnung gelegen, und ruft wie eine tobende, von Völkerfreiheitslust begeisterte Mänade den Dichter auf, seinen Wilhelm Meister hinauszuschicken in die tyroler Berge, wo die Helden der Unschuld ihre Stutzen losbrennen, wo das Blut für Freiheit fließt und das Leben eine Weihe erhält, die die Goethische Dichtung nicht kennt.

Das Jahr 1809, wo der tyroler Aufstand Bettinens rastlos bestürmtes Herz wachend und träumend beschäftigt, verlebte sie in München. Täglich lief sie auf die Spitze des Schneckenberges und lauschte auch Nachts hinüber nach den Firnen, wo die Feuer der Freiheit loderten. Nie war eine zärtlichere Liebe so rein gefühlt für Völkerglück. Ihre Briefe werden zu Dithyramben; die kleine Mädchenseele wird ein Schauplatz der heiligsten Thaten des menschlichen Bewußtseins, während Goethe, um diesen „verschlingenden" Ereignissen der stürmischen Zeit zu entfliehen, sich absichtlich in jenen

Roman einspinnt, dessen ganze Tendenz Bettinens Seele wie ein kaltblütiger tückischer Tiger anstiert.

Diese Epoche macht überhaupt einen Abschnitt in dem Verhältnisse Bettinens zu Goethe, obwohl dasselbe einer geschichtlichen Entwickelung eigentlich ermangelt; es trug schon im Keime alles in sich, was es überhaupt werden konnte. Bettine fühlt sich seit den Kriegsbewegungen in Tyrol zu andern Gestalten mehr als sonst hingezogen, und so enthalten denn ihre Briefe einige treffende Skizzen fremder Eigenthümlichkeiten, und Laune, Witz, Phantastik und Kindlichkeit vereinigen sich hier, den damaligen Kronprinzen von Baiern, Jacobi, Tieck, die tyroler Heldengestalten, und später Beethoven in Bildern hinzustellen. Goethe empfängt dankend, was sie gibt, er weiß ihre Gaben unendlich zu schätzen, und sie unterläßt es nicht, ihm das Wesen der Musik, wie sie es so zart und innig erfaßte, mit aller Begeisterung zu deuten, ohne zu wissen, daß sie hier eine Ueberlegenheit gegen den Dichter offenbart, die in ihrer Natur bei aller Anschmiegung einen hohen Werth der Selbstständigkeit anstrebte. Es kommt ihr nun auch gut zu

ſtatten, daß ſie durch die katholiſche Kirchenmuſik ſchon früh eine Befähigung für dieſe Offenbarung erhielt. Eigentlich liebt ſie in Allem, auch in Goethe, nur das Muſikaliſche, jede andere Kunſt iſt ihr nur ein Leib für dieſe Seele, und ſo hat ſich denn dieſe Eigenheit ihres ätheriſch-flüſſigen Weſens, wie ſie ſich von Anfang an verrieth, nicht ohne Hülfe der Eindrücke aus ihrem Kloſterleben in erſter Jugend wieder mächtig gemacht, ja der Reichthum ihres unbewußten Denkens aus muſikaliſchem Inſtinct hat ſich dem Leſer ſo vollauf erſchloſſen, daß auch die Seiten, wo ſie mit ihrer kindlichen Harmloſigkeit den Umfang Goethiſchen Denkens und Dichtens überflügelt, von großem Gewicht ſind. Aber maßlos, wie ſie war, überſchwenglich, wie ſie ſich über die Herzen, die ſie liebte, herſtürzte, blieb ſchließlich doch der alte Goethe, auch in ſeiner abſtracten, miniſteriellen Herrlichkeit, ihr jugendlicher Gott.

Achim von Arnim, ihr Gatte, gehörte gar nicht zum Roman ihres Herzens. In einem beſtimmt geordneten Verhältniß einen harmoniſchen Abſchluß ihres

Wesens zu finden, war ihr versagt, und so bleibt sie der ewig bange, nur flatternde, schöne Wundervogel, der am Kelch des Lebens den Rand umschwirrt und von deinen Lippen nascht, so lange sie Nektar schlürfen.

V.

Rahel.

Mit dem Erscheinen von Bettinens Selbstbekenntnissen und Briefen an Goethe schien Rahel für einige unserer deutschen Frauen auf eine Zeit lang in den Hintergrund getreten zu sein, während ihre stillere, geräuschlosere Gestalt in treuen Gemüthern seitdem nur um so tiefer und fester heimisch wurde. Eine Parteiung war eingetreten, man erklärte sich für Rahel oder für Bettinen, es kam in den Cirkeln deutscher Geselligkeit zu ganz bestimmten Controversen und es gab Kreise, die der einen oder der andern Erscheinung entschieden und ausschließlich huldigten. Bettinens Champagnerrausch der Leidenschaft hat manches Herz über sich selbst hinausgerissen, und wenn dies Sichselbstvergessen in entzückter Laune, dieser momentane Jubel einer übernom-

menen Stimmung zu den beglückenden Tropfen geistiger Lebensessenz gezählt werden darf, so hat Bettina viel Glückliche gemacht, die der Qual mühsamer Selbstprüfung überhoben, nur wenn sie außer sich sind, nur im Furor der Leidenschaft, dem Leben die bessern Schätze abzugewinnen vermögen. Es gibt in der That Gemüther, bei denen sich Naturanlage, Lebensverhältnisse und die bestimmten Kreise einer mehr hemmenden, als fördernden Thätigkeit vereinigen, um die Nöthigung hervorzurufen, daß erst gewisse Schranken fallen müssen, bevor ein tieferer Connex mit der geistigen Welt möglich wird. Rausch muß bei ihnen sein, was bei Andern eine dauernde Erhebung und eine durchdringende Verklärung des ganzen Lebens scheint. Sie müssen die Form zerbrechen, um den Gehalt zu schöpfen, und nur mit der Ablösung von beschränkender Leiblichkeit wird ihre Seele die freie Psyche, die sich fesselos im Raume der Willkür bewegt, von Genuß zu Genuß fliegt und im gepeitschten Wellenschlage aufgeregter Empfindung sich selbst betäubt. Solche Gemüther machen ein Phantom zu ihrer Gottheit, eine Lüge wird ihnen

zur Poesie, nur in einer Leidenschaft entfaltet sich rücksichtslos ihr ganzer tieferer Mensch, und eine Illusion mit Farbenspiel und Blumenduft ist nöthig, um die Kraft ihres Geistes zu einer einzigen Flamme zusammenschlagen zu lassen. Diese Gemüther, die, um sich selbst zu erfassen, gewissermaßen erst sich über sich selbst hinwegschwingen müssen, finden in Bettinens Bekenntnissen ein Evangelium ihrer eignen Zustände. Sie sind die Glücklichern, wenn zum Glück eben eine gewisse Täuschung gehört; sie erfassen das Tiefste, wenn sich die Tiefe nicht anders, als einem trunknen Auge mit der ganzen Hingebung kindlicher Empfänglichkeit erschließt; sie erreichen das Höchste, wenn die höchste Höhe menschlicher Freude darin besteht, die Bedingungen des bestimmten Daseins, statt sie zu beleben und zu beseelen, zu zertrümmern, um maßlos sich in Sphären zu stürzen, die man für die Heimath halten dürfte, wenn sie nicht der Tummelplatz gewaltsamer Willkür wären.

In dieser Lebensluft athmet Bettina. Ihre Freiheitslust, die sie die Grenzen gegebener Verhältnisse

überfliegen läßt, ist ein bacchantischer Rausch, der geflügelte Liebesgott, der ihr Herz anhauchte, erwächst aus seiner kindlich spielenden Gestalt zu einem Dämon, der schamanenhaft seine Locken schüttelt, als wolle sich die schwärmende Liebe in verzehrenden Haß umwandeln. Es ist viel fliegende Hitze in der dunkeln Glutwange ihrer Entzückung, und ihre überreizte Gesundheit muß oft nicht weniger für einen krankhaften Zustand gelten als Rahel's, an tausend geheimen Qualen erlahmtes, an allen seinen Fasern und Nervenspitzchen zerrüttetes trostloses Herz. Jener maßlose Jubel einer sich hingebenden Liebe erscheint uns oft wie der zitternde Flügelschlag eines Vogels, der sich innerlich verwundet fühlt, und mit einer Lebenslust, die sich fast in jähe Angst verwandelt, durch die Lüfte steigt, um die Atzung zu rauben, die man ihm nicht bringt und ihm zu versagen Miene macht. Rahel fühlt sich nicht blos gelähmt, sie will auch so erscheinen, vor sich selbst und vor der Welt. Jene fliegt und wirft sich an ein fremdes Herz, um in diesem doch nur sich selbst zu finden; scheinbar freier, ist sie weit mehr die Unfreie, eine Sklavin, die

selbstgeschmiedete Ketten trägt. Daß es duftende Rosenketten der blühendsten Gefühle sind, lindert nicht die blutenden Dornenwunden. Rahel stürzte sich nicht wie Bettina aus drängendem Bedürfniß an ein ersehntes Herz, sie vergrub sich vielmehr still in sich selbst. Eine unaufhörliche Reihe körperlicher Leiden verwies sie auf ihr eignes Ich, sie versank zum Theil auch mit ihrer Seelenstimmung in die Zerrüttung leiblicher Zustände, und wurde so in dieser Beschäftigung mit ihrer körperlichen und geistigen Persönlichkeit für sich selbst der quälerische weibliche Hamlet, der wohl die Welt aus ihren Fugen sieht, aber sie im Ganzen und Großen durch einen umfassenden Gedankenplan wieder einzurichten sich nicht befähigt fühlt. Eine glühende Leidenschaft hatte ihre frühe Jugendblüthe geschwellt und aufgezehrt, das Gefühl ihrer absonderlichen Geburt nagte mehr als billig an ihrem durchfurchten Herzen, über alle Gestalten erster Umgebung ragte sie mit der durchdringenden Schärfe ihres leuchtenden Auges wie durch das Bewußtsein der abgelösten Ueberlegenheit des Geistes weit hinweg; sie sah, sie wußte sich einsam von

früh auf, bis auch in spätern Tagen eines bequemern Geistesverkehrs dieses Gefühl der Vereinzelung ihr lieb und werth geworden. Bei ungewöhnlicher Nervenzartheit allen Gewittern des Lebens blosgestellt, mußte sie allen Aufschwung der Seele an die zerbrechliche Hülle der Leiblichkeit gefesselt fühlen und war gebunden, gehalten, niedergedrückt, auf die Hinfälligkeit des Daseins verwiesen, wie selten ein menschliches Wesen, das in den angebornen Ansprüchen zu Lebensgenuß eine mehr als leichte Mahnung findet.

Fassen wir diese Zustände, in denen Rahel's geistige Kraft gebunden lag, so daß ihr kühnster Aufflug doch nur eine Opposition, ein Feldzug gegen Widerwärtigkeiten des Daseins blieb, so kann sie im Gegensatz zu Bettinen fast nicht anders, als ein Kind des Unglücks erscheinen. Versagt blieb ihr aber auch nicht, was das Unglück Großes in sich faßt. Es vereinsamt den Menschen; das ist der Fluch des Unglücks, es hebt uns aus der Menge der Welt heraus, wir sind gezeichnet. Das ist das tiefste Weh der Menschenbrust, und Rahel hat diesen Brunnen des Todes, der ihr wie eine ewige

Quelle des Lebens Nahrung bot, vollauf erschöpft. Aber das Unglück verinnigt uns auch fest in uns selber. Das Glück läßt uns schwärmen und zerfliegen, es zerflattert mit uns in die Weite; im Unglück ist der Mensch am meisten er selbst. Nicht von äußern Mißfällen kann hier bloß die Rede sein; für den Geist sind äußere Bedingungen nur Anlässe zu Stimmungen, welche den Grundtypus der Gemüthsanlage wohl verwandeln, aber nicht verdrängen. In Bettinen ist ein inneres trunkenes Glück, in Rahel ein tiefes nagendes Leid der Grundzug ihres Wesens. Beide streifen auch in ihr Gegentheil hinüber, Bettina wird phantastisch, wenn sie ernst wird, auch reflectirend will sie nichts als Genuß. Und die Heiterkeit des Unglücklichen wird Witz und Ironie, in deren Becher immer ein Tropfen Wermuth träufelt, eine kostbare Perle, die sich nur mit schmerzlichem Widerstand auflöst. Trifft dies nun beide Frauen, so gelten hier recht eigentlich Schleiermacher's Worte, die er zu ganz verschiedenen Zeiten über dieselben geäußert und die wir aus sicherm Munde entnahmen. „Rahel," sagt er, „gibt das seltene Phänomen eines

menschlichen Wesens, das immer concentrirt ist, immer sich selbst ganz hat." „Bettina," war später sein Ausspruch, „ist bei allem Geist völlig Sinnlichkeit, sie hat sich nie selbst, kann niemals concentrirt sein." Beide Frauen standen mit Schleiermacher in engem Verkehr, sie hatten von ihm ihre Religion. Seine Lehre, die das Absolute nur im Momente erfassen hieß, wurde für beide Frauen der rothe Faden eines sonst so vielfach gesonderten Glaubensbekenntnisses. Nur daß sich bei der Einen ihrer Natur gemäß zur lärmenden geistigen Genußsucht entfaltete, was bei der Andern, die das Unglück gezeichnet, sich zum scharfen Bewußtsein gestaltete.

Diese Schärfe des Bewußtseins ist es nun aber was Rahel's ganzem Wesen den Charakter der Männlichkeit zu geben scheint. Ist das Weib eine relative Kraft im Leben, ist es wesentlich, ihrer uranfänglichen Bestimmung zufolge, die sich anschmiegende Hälfte des geschaffenen Menschen, so hat die Weiblichkeit in Bettinen einen Triumph gefeiert; ihr Bedürftigsein, ihre Furcht, ohne Liebe einer Leerheit preisgegeben zu wer-

den, die ihr ganzes Geistesleben aufheben könnte, ist ein echt weiblicher Zug. Ich rede hier nicht von ihrer persönlichen Erscheinung, in der sich männlich Kühnes genug offenbart, selbst ihre Stimme, ihr Gesang hat etwas Geschlechtloses, und in den Räumen ihrer Häuslichkeit läßt sich das Weibliche vermissen, während sich im Gegentheil auch das geübteste Auge von der Anmuth, die in Rahel's häuslichen Räumen zu herrschen pflegte, überrascht fand. Nur Kränklichkeit trug die Schuld, wenn auf Rahel's eigne Gestalt nicht immer derselbe sorgsame Fleiß zierlicher Feinheit verwandt war, der in ihrer Umgebung sich mit so deutlichen Spuren ausprägte. Das sind nicht die Widersprüche, sondern die Ergänzungen, die der menschliche Geist auf der einen Seite nachholt, während irgendwie etwas auf der andern versagt blieb. Nicht aber von der persönlichen Erscheinung beider Frauen will ich hier sprechen; ich will den Nerv ihrer geistigen Entfaltung, das Ideelle ihres innern Menschen erfassen, der sich oft in äußerer Form von sich selbst sein Gegenstück schafft, um auch dem Reiche der flüchtigen Tageswelt den schuldigen Tri-

but zu zollen. So erscheint die endliche Persönlichkeit des Menschen oft eine ganz andere, als seine geistige Person. Beide hängen jedoch an geheimen Fäden eng an einander, bedingen sich gegenseitig, aber nicht selten in einer Contrastirung, in welcher das volle ganze Ich in leiblicher und geistiger Entfaltung oft ein ironisches Spiel mit sich selber treibt. Bettina möchte gern ein geschlechtsloses Kind sein. In ihren artistischen Bestrebungen, wenn sie singt, spielt, zeichnet, modellirt, in der Umgangswelt und im Gesprächston hat sie die freie Kraft, fast die ungenirte Handfestigkeit des Mannes, und nun sie ihre tiefste Seele in jenen ewig denkwürdigen Ergüssen voll fluthender Sehnsucht und süßem Schmelz an das Licht der Welt herausgekehrt hat, sind wir von dem blos Weiblichen überrascht, das wohl, wenn die Entzückung der Liebe eine fieberhafte Entzündung wird, alle Fesseln weiblicher Zaghaftigkeit von sich streift, aber auch in den tobendsten Wellenschaum der aufgeregten Lebensgeister nie männlich hart, nie geschlechtslos frei werden kann, noch seiner weiblichen Function überhoben. Gerade im Wirbel der entfesselten Leidenschaft,

selbst im Schamanenhaften ihrer Tobsucht ist dies Weib ein echtes Weib, mit der Schwäche der Frauennatur behaftet, die nur im Anschmiegen der schlanken, wellenhaften Gestalt ihre unbesiegliche Kraft findet und weiß. Alles, was Kind und Mann an ihr scheint und ist, hilft ihr blos die gewöhnlichen Schranken stillerer Weiblichkeit vernichten, um Das maßlos zu sein, was sonst nur in der Hülle beschränkter und verzagter Hingebung und Demuth möglich ist. In Bettinen haben wir das fühlende Weib, das sich emancipirt.

In Rahel hat das denkende Weib seine Emancipation erlebt. Was ihr eben den hervorstechenden Charakter eines sinnenden, grübelnden, brütenden Wesens gibt und was das Product einsamer Gesondertheit und überlegener Geisteskraft ist, hat allerdings den Anschein eines männlichen Zuges. Ich erinnere mich noch sehr wohl des Augenblicks, wo ich Rahel — ein erstes und letztes Mal — gesehen. Es war in den letzten Jahren ihrer körperlichen Hinfälligkeit; aber es mochte ein guter Moment sein, als sie vor mir stand mit dem blassen Gesicht, dem dunkeltiefen Auge, dem schwarzen Ge-

wande und der nachläſſigen Haltung ihrer nach vorn zuſammengeſchlagenen kleinen ſchneeweißen Hände. Sie war ins Zimmer wie ein ſchwebender Geiſt gefahren, ſie ſtand ſo plötzlich vor mir, daß ich erſchrak. Lautlos pflegte ſie eine neue Erſcheinung mit prüfendem Blicke zu muſtern, und wie man ein Buch in die Hand nimmt, den Titel betrachtet und nach kurzem Hin- und Herblättern es wieder fortlegt, wenn zu näherer Bekanntſchaft die Zeit ungünſtig iſt, ganz ſo war die kurze Muſterung, die ich erlebte. Schweigend verließ ſie das Zimmer, ſchleichend geſchwind, wie ſie gekommen. Ein Krampf über dem Auge, der ſie plötzlich befiel, hieß ſie flüchten. Erſt ſpäter hörte ich, daß ſie ein Buch von mir geleſen, einige Stellen deſſelben, wie ſie pflegte, ſich angeſtrichen und den Wunſch geäußert, mich ſelbſt gleichſam mit den dortigen Ausſprüchen zu confrontiren. So kam, ſah und verſchwand ſie wieder. Der männlich-kühne Lichtblick ihres Auges, das ſtreng Prüfende ihrer Miene iſt mir aber nie verſchwunden, dieſer Eindruck blieb mir lange Zeit, bis mir ſpäter aus ihren Briefen an Alexander von der Marwitz, Gentz und

Varnhagen auch die milde Lieblichkeit ihrer geheimern Weiblichkeit klar wurde. Aber es lag eine auflösende Kraft in der Beharrlichkeit ihres sinnenden Auges. Es spricht aus ihren Bekenntnissen auch von früherer Zeit her eine geistige Schlaflosigkeit, sie scheint oft übermüdet, überwacht, als wäre ein schweres Unglück mit schonungsloser Hand über ihre Stirn gefahren und hätte sie starr in sich selbst gebannt und ihr doch die Beseligung einer still versinkenden Ruhe versagt. Gebunden, gelähmt, fühlt sie die tausend großen Fähigkeiten eines ewig lebendigen regen Geistes, der nichts als Leben erzielt; aber was erst dies Alles in einander greifen läßt, damit Das, was Maschine scheint, ein organisches glückliches Ganzes werde, der Muth war ihr versagt, Muth zum Leben, Muth zur geistigen Schaffenslust. Ein Ersatz dafür ist der spielende, hüpfende Muthwille, der Witz. Bettina ist nie witzig. Sie hat zu viel unmittelbare Schaffenslust, sie hat zum Leben und Lieben, zum Kunstgenuß und zum Dilettiren in allen artistischen Fächern einen Muth, der bis zum Uebermuth steigt. Einem Weibe, das witzig ist, muß der Stachel des

Schmerzes das tiefe Herz verwundet, sie muß bitter verzichtet haben, im Innersten verletzt gewesen sein und nach tausend heißen Thränen sich mit Gewalt beschwichtigt haben, denn so lange sie weinen kann und darf, ist das Weib nicht witzig. Rahel's Herzen sind die tiefsten Wunden geschlagen, tiefere als die Briefe sagen; der eigentliche Roman ihres Lebens durfte nicht an den Tag gestellt werden, er blieb als ein Vermächtniß für spätere Zeiten zurückgelegt. Das Verhältniß zu einem Grafen Finkenstein, der ihr in frühester Jugend Herz und Hand geboten, läßt sich nicht wieder den geschlossenen Händen der Vergangenheit entwinden. Durch den Liebreiz ihres ersten Blütenlebens angezogen, wurde er bald von Familienrücksichten vermocht, auf ihren Besitz zu verzichten; Rahel's eigene Verwandte hatten Schwierigkeiten erhoben, die sich ebenso unbesieglich zeigten. Noch weniger kann Rahels stürmische Liebe zu einem jungen Spanier ein Gegenstand der Darstellung werden; mit dem Verluste einer großen Menge Briefe, die einen langen Zeitraum ihrer völlig aufgeblüthen Jugend umspannen, ist die Hoffnung verloren, auch nur in

schwachem Abglanz jene Glut einer erwiederten Gegenseitigkeit und einer innigsten Hingebung zu malen. Aus der Leidenschaft der Liebe wurde im Herzen des jugendlichen Spaniers eine Furie der Eifersucht, und aus dem tiefsten Glück der höchsten Wonne durch diesen Wandel der Gefühle für Rahel selbst das bitterste Unglück und das schmerzlichste Weh. So hörte das Verhältniß zu dem glühenden Mann des Südens auf, nicht aber ihre Liebe zu ihm. Auch das treueste Glück eines spätern, ebenso freundlichen als geistig befriedigenden Bandes ließ die Narbe an ihrem geheimsten Herzen nicht verharschen.

Nach jener ersten Periode süßester Liebe und völlig erschöpften Lebensglückes traten viele Gestalten in Rahel's Kreise, gedrängt und bunt wurden die Cirkel um das wundersame Mädchen, Fürsten und Grafen, Künstler und Dichter umflatterten ihr gebrochenes Herz, das wohl noch der Neigung edler Gemüther bedurfte, aber nach jenem großen Verluste erster jugendlich-frischer Liebesgaben nicht mehr ganz zu erfüllen war. Sie saß nun schon in ihrer „Herzens-morgue" da, sie lebte ihr

Leben nicht mehr, sie sah ihrem Leben nur zu. Unerhörte Schläge hatten ihre Gesundheit erschüttert, und es war nur die Zähigkeit eines Lebensfadens zu bewundern, der unter dem überhäuften Maß von Leiden noch undurchschnitten blieb. Diese kleine zarte, nervenleise Gestalt, die bei ihrem Eintritte aus dem mütterlichen Schooße in die Welt in eine Schachtel, mit Baumwolle gefüttert, gelegt werden mußte, entwickelte in der Passivität und in der Defensive gegen eine unabreißliche Kette von Fatiguen und Krankheitsstürmen aller Art eine staunenswerthe Kraft und Festigkeit. Ihr äußeres Dasein war nicht mehr einsam, oft sogar geräuschvoll und glänzend. Aber physisches Leiden und geistiger Schmerz hatten sich nun schon vereint, um sie in sich zurückzutreiben, und mannigfach durchschüttelt und gequält, glaubte sie sich einsam, fühlte sich in der Gebundenheit an die Hinfälligkeit des Leibes arm, verstoßen, verlassen. So sieht sie bei der Schärfe ihres leuchtenden Verstandes sich oft mitten im Geräusch der Geselligkeit von Allem losgelöst und abgeschieden; „eine Iphigenie unter Barbaren" fand sie der Mann, dem es bei

einem beglückten Naturell seltener Gaben später beschieden war, diesem hinfälligen kostbaren Leben eine ebenso milde als kräftige Stütze zu bieten. Nach jenem ersten Sturm und Aufruhr, der an der Wurzel der Seele gerüttelt, schien eine Stille bei ihr eingekehrt, die den ängstlichen Flügelschlag eines irren Vogels hörbar machte. Deshalb die Stimmungen von Furcht und Angst, die so häufig wiederkehrten. Aber es gehörte zu ihren metaphysischen Gelüsten, dieser Stille in ihr zuzuhören, denn diese Stille ward für sie vernehmlich, sie redete laut zu ihr und hatte nicht selten einen schreienden, gellenden Ton. Oft erschien sie dann eben wie abgelöst von Zeit und Raum, und was sie nach diesen Momenten eines fast magnetischen Versinkens in sich selber sprach, waren Worte einer Kassandra. Man weiß viele Einzelnheiten, wo man sich genöthigt gesehen, ihrem prophetischen Sinne, gegen den man Zweifel gehegt, unbedingt und mit Beschämung über sich selbst zu huldigen. Rahel hatte etwas Providentielles in ihrer Natur. Ob ihre Aussprüche den Untergang eines Kindes, einen Unfall geringerer Art betrafen, während

jene unselige Troerin auf den Sturz des ganzen Vaterlandes hinwies, nimmt ihrem innern Vermögen nicht die Kraft, in ihren nervösen Zuständen für allgemeinere Schicksale den Prototyp zu finden. Auch gehen manche ihrer Vorgefühle auf eine Zukunft, die noch ungewiß über dem fernen Horizonte unsers Lebens steht; eine Reformation geselliger Zustände, eine geistig-freiere Elasticität der ehelichen Bande lag als nothwendige Bedingung ihres eignen Lebens wie eine zuversichtliche Ahnung in ihrer Seele. Was sie in ihren Kreisen durchlebt, mochte sie, von dem Schooße einfacher Familienverhältnisse auf Allgemeineres schließend, als Maßstab für kommende Zeiten halten. Dies schöpfte sie Alles in jenen Momenten einer stillen Einkehr in sich selber. Hierin lag, wie es Adam Müller in einem seiner Briefe an sie bezeichnete, das „Sibilliniſche" ihres sensitiven Wesens. In dieser geistigen Bevorzugung lag das tiefe Unglück ihres innern Menschen. Durch kränkliche Anlässe auf einzelne Punkte lichter Gesundheit verwiesen, nagte sie ängstlich und schwer am Augenblick. Der Moment galt ihr Alles, und keuchend

lag sie an den Brüsten eines glücklichen Zeitpunkts, aus dem sie Ersatz, Kraft und Trost für bange Stunden voll verzehrender Mühsal sog. Das Vergehende, Hinsiechende und Todte im Leben hat Niemand so schmerzlich aus dem Strome des Daseins herausgefühlt, als Rahel. Das machte sie zu dem „brunetten Hamlet," wie sie sich selbst genannt, der den todten Schädel fortschleudert und „pah!" ausruft, „der große Alexander, Staub und Lehm geworden!"

Sind ihr nun in dieser Stimmung Blicke in die Verworrenheit mancher Zustände gegenwärtiger Gesittung vergönnt, die sonst der Natur des Weibes versagt scheinen, so liegt hierin etwas Geschlechtsloses, noch nichts Unweibliches, es müßte denn sein, daß wir einer Kassandra, die vor Schmerz und geheimem Weh witzig und sarkastisch wird, die Weiblichkeit absprechen dürften. Das scharfe Schwert ihres Urtheils und die nicht selten Shakspeare'sche Kühnheit ihres Ausdrucks waren nur männliche Waffen, um die Ansprüche zu verfechten, die sie, trotzdem sie als Weib geboren war, für sich als Mensch zu machen sich befugt hielt. Hören wir jedoch,

ehe ich noch die geheimere Faser ihrer echt weiblichen Natur berühre, sie selbst über sich sprechen. Wie sie über die gewöhnlichen Functionen weiblichen Berufes sich schon von früh hinwegzusetzen, Lust und Neigung genug fühlte und ihre besondere Stellung zum Leben als Mensch behauptete, deutet folgende Briefstelle an, die der Feder des zweiundzwanzigjährigen Mädchens angehört. Im J. 1793 schreibt sie an David Veit, dem ersten ihrer Genossen, die sie in die Kreise ihres Gedankenlebens einführte:

Was kann ein Frauenzimmer dafür, wenn es auch Mensch ist? Wenn meine Mutter gutmüthig oder hart genug gewesen wäre, und sie hätte nur ahnen können, wie ich werden würde, so hätte sie mich bei meinem ersten Schrei in hiesigem Staub ersticken sollen. Ein ohnmächtiges Wesen, dem es für nichts gerechnet wird, nun so zu Hause zu sitzen, und das Himmel und Erde, Menschen und Vieh wider sich hätte, wenn es weg wollte (und das Gedanken hat wie ein anderer Mensch) und richtig zu Hause bleiben muß, das, wenns mouvemens macht, die merklich sind, Vorwürfe aller

Art verschlucken muß, die man ihm mit raison macht; weil es wirklich nicht raison ist, zu schütteln; denn, fallen die Gläser, die Spinnrocken, die Flore, die Nähzeuge weg, so haut Alles ein.

In einem Briefe an Fouqué aus dem J. 1809 ergibt sich das ganze Bewußtsein Rahel's über ein inneres Unglück, dem es nicht an bestimmten Anlässen fehlte, um mehr zu sein als Product hypochondrischer Kränk-lichkeit. In der schrecklich gewissenhaften Mühe, die sie sich giebt, um ihre eignen Zustände im eigentlichsten Sinne des Worts zu durchwühlen, liegt der eigentliche Nerv ihrer verzehrenden Reflexion.

In welchem Zustand — schreibt sie — traf mich Ihr Schreiben! Ich, die das zäheste Leben in sich trägt, war bis zum Ennuyiren vernichtet — alle andern Seelenzustände war ich durchgegangen. Aus diesem Opiumszustand bin ich nun freilich scheinbar, wenn auch in der Wirklichkeit nicht, durch tausend andere Hetzen gekommen: durch den Frühling (der mir immer so weh thut) und durch die bittere Ueberzeugung in der

Verzweiflung selbst. Was mir ist? Daß ich noch nie gefehlt habe; noch nie leichtsinnig oder eigennützig handelte und mich doch aus dem immer sich fort und neu entwickelnden Unglück meiner falschen Geburt nicht hervorzuwälzen vermag. Dies sind wenige, leicht und bald auszusprechende Worte; aber es sind die Bogen, worauf mein ganzes Leben hindurch die schmerzlichsten, giftigsten Pfeile abgedrückt sind. Fest stehen sie, die Bogen, aus ihrer Richtung führt mich keine Kunst, — keine Ueberlegung, keine Anstrengung, kein Fleiß, keine Unterwerfung. Das Glück, das große, wendet mir ganz den Rücken. In dieser Attitude findet mich ein Jeder: und nie war Einer überedel genug, um mich wie eine Glückliche zu behandeln, die fordern darf und der man leistet. Jedes menschliche Verhältniß ist mir misglückt. Meine Einsicht über mich ganz geschärft: aber meine Herzensfasern zu schwach. Ich folge ihr nicht, der Einsicht. Menschen locken, rühren und reizen mich. Niemand, kein Dichter, kein Philosoph keiner Zeit sieht sie mehr durch, als ich: und nun mit ihnen wirklich, in der That umzugehen, muß man sich

doch immer einsetzen: sonst trat man ihnen ja in der Wirklichkeit nicht nah; vertrauen muß man sich doch, sonst handelt man, aber lebt nicht. Auch bin ich kein alberner Misanthrop! Ich traue und liebe, und bedarf nach rechts und links; aber das Glück, das Schicksal, Gott, die Götter, wie es einer nennen will: ich nenne es jetzt immer die événements: die empören mich ganz! Warum nicht eins zu meiner Gunst, warum in dem großen, unermeßlichen Tollhausgewühl nicht Einer toll zu meinem Vortheil? Auf allen Seiten, auf allen Punkten sehe ich ja das für Andere, für einen Jeden, für eine Jede erfüllt. Ein solches Glück, das mich persönlich erheben sollte, kann in meinem Lebenskreise sich nicht mehr intensiv als große Chance, noch extensiv für meine noch zu lebende Zeit ereignen. Ich sehe also der Welt zu. Das Leben, die Natur ist für mich da. Berechnen Sie also die lutte in meinem Leben, die großen und die kleinen bittern Momente. Mit dem schärfsten Bewußtsein über mich selbst, mit der Meinung, daß ich eine Königin (keine regierende) oder eine Mutter sein müßte, erlebe ich, daß ich grade nichts bin.

Keine Tochter, keine Schwester, keine Geliebte, keine Frau, keine Bürgerin einmal.

In demselben Jahre (Monat Februar) schreibt sie an Varnhagen von Ense nach Tübingen:

O! lieber theurer Freund, dies war ein zu gräßlicher Winter und Herbst. Ein Leben voll Glück sollt damit nicht errungen werden müssen. Wie betrübt, geängstigt, gedrückt, verzweifelt war ich noch vor zehn Minuten! wie ennuyirt! Noch soll ich mich, nach Allem, was ich wahrscheinlich schon erlebt habe, in solcher kleinen, niedern, ungewissen, nun gar einsamen, von Menschen und Künsten und Natur geschiedenen Lage, herumbalgen. Und all mein Muth, meine Klarheit, meine Gaben sollen mir zu nichts dienen können, als daß ich wie eine Verzweifelte — Verlassene — davon gehen kann. Dies ist die trockene Geographie meines Zustandes. So war es doch diesen ganzen Winter — gespickt mit tausend Kränkungen, Neckereien, Beleidigungen und Unsinnen, ohne Labe für Herz, Geist, Phantasie. Die Reihe der Gedanken, die bei mir in der Zeit aufgeregt wurden, der Aerger, der Ver-

druß, das Unbehagliche, das in jedem Augenblick meiner Lage mich anpickende, anpackende, immer wiederkehrende, sich aus jedem Neuen neu erzeugende Ungemach, auf Menschen-Seichtigkeit, Schlechtheit und Dummheit zu meinem Wahnsinn gegründet; dies getrübte, gekränkte, empörte und gesunde, nie ermüdete Herz! Diese Stützenlosigkeit nach jeder Seite! Auch Du, Varnhagen, misdeutest meine Kraft. Ein siebzigfaches Leid, eine Aeußerung davon ist sie! Diese Woche habe ich gefunden, was ein Paradox ist. Eine Wahrheit, die noch keinen Raum finden kann, sich darzustellen; die gewaltsam in die Welt drängt und mit einer Verrenkung hervorbricht. So bin ich leider! — hierin liegt mein Tod. Nie kann mein Gemüth in schönen Schwingungen sanft einherfließen, wozu dies Schöne in der Tiefe meines geistigen Seins wie in den tiefen Eingeweiden der Erde verzaubert liegt. —

Ein weibliches Gemüth, das die Schranken der Gewöhnlichkeit durchbricht, gilt schon deshalb in der Regel für unweiblich, als wenn Beschränkung und gedrückte Dienerei die Bedingung echter Weiblichkeit

wäre. Freilich ist es der schönste Zug der Frauenklugheit, scheinbar dienerisch sich anschmiegend ihre Herrschaft zu üben, die man ihr nicht einräumt, wenn ihre Hand offen und dreist nach dem Scepter greift. Nur wenn sie nicht herrschen will und nicht zu herrschen scheint, herrscht die Frau wirklich. Und deshalb mußte eben die herrschsüchtige Bettina ihr Regiment über die Gemüther verlieren, während Rahel's bescheidene Klugheit und kluge Bescheidenheit bis ans Ende der Tage Königin des Kreises war, in den sie trat. So wird die tulpenhafte Prahlerei von der veilchenstillen Demuth dauernd besiegt. Bettinen mußte man fliehen, um sich der Ketten, die sie um den Hals ihres Opfers warf, zu entwinden; zu Rahel kam man, um Hand und Herz zu bieten. Bettina plünderte in dem Sturm eroberungslustiger Liebe die Herzen und die Geister Derer, für die sie glühte. Arm ging man von ihr, man hatte in ihrer Huld Alles verschwelgt. Von Rahel konnte man nur mit vollen Händen, mit gefülltem, dichtgedrängtem Herzen zurückkommen. Nur die mühsam beladenen Herzen, die zu ihr gewallfahrtet,

zogen leichter und freier von dannen, denn es gehörte zu ihrer Religion, die Bürde des Lebens mit dem Unglücklichen zu theilen. Bettina war eine Herzensquälerin, im Jubel ihrer tobenden Luſt war ſie wie ein edles Araberroß, das ſich vor ſchäumendem Lebenskitzel die Adern zerbeißt und aus Liebe ſeinen Pfleger und Herrn verwundet. Rahel war eine Herzenströſterin. Und hier iſt nun in der That die geheimere Seite ihres oft räthſelhaften Weſens. Es war ihre Leidenſchaft, Menſchenloos zu lindern; ſie konnte nicht leben, ohne Unglückliche zu tröſten. So unterwirft ſich Alles, was der Menſch im vielverſchlungenen Lebensſtrome thut und übt, einzig und allein dem einfachen Geſetz ſeiner eignen Lebensbedingung. Weil Rahel ſelbſt eine Unglückliche war, weil ſie wußte, was dazu gehöre, mitten im fieberhaften Kampfe mit tiefſten Leiden den Glauben an das Leben nicht zu verlieren, durchfühlte ſie auch alle Schmerzenswehen der Welt, als durchzuckten ſie ihre eignen Adern. Vom Glück der Liebe hat ſie weniger gewußt als jenes wunderbare Kind, das ohne allen tiefern Sinn für Unglück und Schmerz,

vom Glücke der Neigung noch zehren zu können sich einbildete, als dies Glück und diese Neigung schon nichts mehr war als ein Phantom, ein Trugbild verwöhnter Phantasie. Wie klar aber Rahel Alles, was wir von ihr sagen können, selbst wußte und über sich selbst aussprach, leuchtet wohl aus folgendem Bekenntnisse an Frau von F. (aus dem J. 1810) am deutlichsten hervor.

Ich habe — schreibt sie — den vorzüglichen Geist nicht, den man mir so verschwenderisch zugesteht, oder vielmehr tausend und tausend Menschen haben ihn auch. Verstand haben gar die meisten Leute und hundert Bekannte mehr als ich. Kenntnisse und Talente habe ich gar nicht. Und doch eine sichere Meinung, ein treffendes und eigenthümliches Urtheil auch über diese Dinge. Durch Kraft der Ehrlichkeit, durch den großen durchgehenden Zusammenhang aller meiner Fähigkeiten, durch ewig unzerstörbaren Zusammenhang und das unauflösliche Zusammenwirken meines Gemüthes und meines Geistes, durch die ewig redliche Wachsamkeit darauf, durch die unerschrockene Kühnheit gegen arge Resultate

meines Urtheils und meines Betragens, sobald ich beide für richtig erkenne. Dies ist meine ganze Grazie, nur die schafft Liebe. Wer mich um etwas Anderes liebt, der betrügt mich, oder sich, der lügt, oder ist albern. Darum freut mich nicht allein so selten Aeußerung von Liebe, sondern empört sie mich sogar. Aber wie verloren rinnt mein ganzes Herz in ein anderes über, wenn ich dieses wirklich durch das meine gerührt, berührt glauben kann. —

Will man nun diesen wunderbaren Geist, der sich selbst so klar durchschaute, daß er sich fast alle heitere Freude unbewußter Friedfertigkeit mit sich und der Welt zu trüben drohte, in seinem tiefsten und eigensten Lebensnerv erfassen, will man dies wundgestochene Herz hell leuchten sehen in einer einzigen Flamme, zu der alle seine Fasern sich entzünden, so suche man sich unter den Personen, an welche sie schreibt, die dunkeln Schmerzensmenschen auf, welche der Freundin ihr Leid klagen, und welche zu trösten die herrliche Frau alle Schleusen ihrer strömenden Beredtsamkeit eröffnet. Man lese unter andern die Briefe an Alexander v. d. Marwitz,

um Rahel's Größe zu bewundern. Marwitz war einer jener aristokratisch launenhaften, aber edeln Gemüthsmenschen, die mitten im Reichthum eines äußerlich behäbigen Daseins ein hinsiechendes Leben führen. Die Fülle der Umgebung, bei der nichts zu wünschen, nichts zu erstreben bleibt, macht den stärksten Contrast gegen Unbehagen innerer Misstimmung, mitten unter blühenden Lebensbäumen vegetirt in ihnen ein verwelkendes Herz. Ein frühes physisches Leiden, die Folge eines unharmonischen Lebensgenusses, braucht nicht einmal dazu zu kommen, um den Widerstreit innerer Bedürfnisse und äußerer Gewährnisse zu vollenden. Der Aufenthalt auf dem Lande (Marwitz lebte in jener Zeit auf seinem Gute Friedersdorf) macht die Seelenstimmung um so abgelöster vom lebendigen Verkehr mit der strebenden Welt; Plan und Ziel ist genommen, Mühe und Arbeit fehlen, um dem Leben einen vollen Inhalt zu schaffen. Die allgemeinen Zustände Deutschlands sind niederdrückend, die besten Geister sind in jener Zeit, als Heinrich von Kleist freiwillig endete, die gelähmtesten, sie fühlen am tiefsten das Weh des Allgemeinen

in ihrer eignen Brust. Aufstände regen sich, einzelne Fürsten Deutschlands wollen losbrechen, aber es fehlt an Muth, und weil an Muth, auch an Klugheit. Marwitz, der später Theil nahm am Feldzuge und bei Montmirail ein Opfer seines Eifers wurde, wußte damals bei den schwankenden Zuständen keinen Rath für sich und für die Sache des Vaterlandes. So siechte er hin; der Gedanke, freiwillig zu enden, war das Einzige, was ihm die erstorbenen Lebensgeister zusammenrief und lebendig anfachte. Dies Gemüth war nun für Rahel's sorgsame Pflege wie geschaffen. Hier wird sie leidenschaftlich, hier liebt sie innig, denn hier ist Gefahr, hier droht Verderben. Und hier feiert die Weiblichkeit ihre höchsten, seltensten Triumphe; denn was dem Manne versagt ist, wird hier der weiblichen Macht möglich, ein Leben zu retten, das in sich selbst rettungslos zu verbluten schien.

Mehr und Besseres kann Ihnen mein beunruhigtes, zerrüttetes Gemüth nicht geben — schreibt Rahel, des Freundes Worte wiederholend, im Mai 1811. — Diesen Schreck muß ich von Marwitz haben, das von mei-

nem geliebtesten Freunde erleben! Wie oft könnte ein in Wunden zerrissenes Herz heilen, genesen; zum Leben berührt werden, in seiner Noth; von einem einzigen Blicke, von einem Worte, von einer Bewegung, einer Inflexion der Stimme des geliebten Menschen, auf den der Ringende harrt, nicht aus Schwäche, aus Menschenelend harrt und harren muß. Vergebens! Nicht Blick, nicht Wort, nicht Ton kommt zu uns; wir verschmachten, vergehen, leben nicht; und Welt, und wir selbst manchmal, wähnen uns getröstet. „Die Menschen verstehen einander nicht," sagt Werther. Sogar die Jammertöne werden nicht erkannt, die aus eines Jeden Brust geschlagen werden; von Andern nicht! dies ist wahr und schrecklich! Das andere Schreckniß besteht darin, daß wir auch nicht heilen, nicht helfen können, wenn der von uns Geliebte leidet! Wir verstehen ihn ganz, sein Leid reißt in unserer Brust; und einsam ist er, einsam sind wir. Diese Klause, worin jede Menschenseele haftet, und wo Liebe dann und wann Leben und Leben vermählt, ein Licht, vom Himmel geschenkt, hinüberträgt, — dies ist der Graul, wovor

der Mensch erstarrt (des Denkers Geschäft in Gebet übergehen muß), und ich verzweifle. Mit mir ist es aus. Sie erscheinen mir, den ich lieben kann. Jung und gut dotirt, wie ich es nur wünschen mag, stehen Sie vor mir; ich lerne Sie auch genau kennen: Sie erkennen mich, ich bin Ihre Freundin; das Meiste und Beste der Welt, des Lebens, sehen wir mit gleichen Augen, mit gleichem Geiste an; fühlen, sind überzeugt, Jeder vom Andern, daß er ein lebendiges, unschadhaftes Herz im Busen trägt, besitzen und lieben unsere fünf Sinne. Kurz, ich kenne, durchschaue und empfinde Sie so, daß mein Glück und Ihr Glück einen Strom geht! Sie wissen, ich halte nur auf Beieinanderleben; aber Sie sind der Erste, den ich nie wieder sehen, nie wieder hören will, wenn es Ihnen nur gut geht, wenn Ihre Natur mit Ihren Bedürfnissen sich nur deployiren darf; Eins wissen Sie nicht, Marwitz, wie über alles zu fassende Maß dies bei mir viel ist. Wissen Sie dabei, daß Ihre Gegenwart mir wie das Auge der Welt geworden ist, ich sehe Sie auch, wenn Sie nicht da sind; aber in die Augen sehe ich ihr nicht; ich weiß

auch nicht, ob sie mich sieht. Ich habe viel geliebt, aber nie einen Menschen wie Sie. Und mußte auch mein wahnsinniges Herz mich bis zu den Grenzen meines eignen Seins reißen, so war mein Geist nie irre: und einem wirklichen Gegenstande war es aufbewahrt, mich zu lehren, daß das Maß nicht in mir, sondern in ihm abgesteckt ist. (So habe ich Goethe geliebt in seinen Werken.). Von diesem Freund, dessen Wohlsein ein neues, anderes Lebensziel für mich werden mußte, höre ich nun auch die trüben zerstockenden Klagetöne, mit denen ich die Atmosphäre durchdringen mußte, und kann ihm gar nicht helfen. Fühlen Sie das? begreifen Sie's? das wollt ich Ihnen sagen, und so viel mußte vorhergehen. Einsam steht Jeder; auch liebt Jeder allein; und helfen kann Niemand dem Andern.

Indem sie aber so dem vereinsamten Freunde die Schrecken der Einsamkeit als das Loos der Menschenbrust malt, nimmt sie ihnen die tödtende Macht, und indem sie sich selbst als herzenseinsam hinstellt, ist er es nicht mehr allein, sie mit ihm, und also keiner von Beiden mehr verödet und verlassen. Das ist die kluge

und zarte Kriegstaktik dieser Herzenströsterin Rahel, eine Taktik, die nicht darauf gestellt ist, Herzen zu erobern, wie Bettinens Schlingnetze, sondern Herzen zu retten und zu sichern. Wenn aber etwas weiblich genannt werden darf, so ist es diese bei aller Leidenschaft zarte und innige Lust, dem Umdüsterten mit leiser Hand über die gefurchte Stirn zu greifen und sein verhängtes Auge zu lichten. In dieser Lust, Unglückliche mit sich und ihrem Geschick zu versöhnen, liegt Rahel's Größe, und dieses Talent ihres Herzens, das alle Gaben ihres Witzes und Scharfsinnes überbietet, sichert ihr den Werth echter Weiblichkeit. Auch Gentz, der eigenthümliche Mann, dessen Gemüthsstimmungen ebenso merkwürdig waren, als seine Laufbahn, hatte in der Geschichte seines innern Menschen Erlebnisse, die eine trostlose Zerfallenheit mit sich und der Welt verschuldeten. Rahel's Briefe an ihn, aus dem J. 1831, sind Musterstücke weiblicher Regierungskunst. Und wie verschieden weiß sie hier zu helfen, zu rathen, zu retten und mit dem Leben zu versöhnen! Jeden in seiner eigensten Weise zu fassen und mitten in seiner Wüste, in

der er sich verloren gibt, ihm die eigne Oase aufzudecken, das ist unter den Künsten der Beredtsamkeit die schwerste, aber auch die eigentliche. Rahel kannte die Herzen, die sie liebte, in ihren kleinsten Fasern, wie ein Anatom. Oft liebte sie aus Erkenntniß und weil sie durchschaute; oft hat sie geliebt trotz der Klarheit ihres durchdringenden Blickes. In dieser letzten Beziehung steht Rahel jetzt nicht mehr allein da, indem sich ihr die dritte jener Frauen, die dem Leben in der norddeutschen Residenz angehören, an die Seite stellt, und sie durch die stille Treue gegen ein einziges, unbezwingliches Gemüth überflügelt. Auch Charlotte hat geliebt trotz der durchdringenden Kraft eines leuchtenden Scharfblicks, und zwar ein einziges Herz, und dies Eine heiß, innig, bis zur Verwirrung treu. Diese Liebestreue, die beispiellos ist, war ihr Vergehen, denn sie hat sich selbst daran verloren, ein Höchstes daran gesetzt, um ein Geringeres zu retten. Unter veränderten Verhältnissen hätte dies köstliche Gemüth, dem sich der Gott der Liebe in einen Dämon des Todes verwandelte, bis auf ein weit hinausgerücktes Ende ihrer Lebenstage in klei-

nern, nicht so glänzenden, aber nicht unwichtigern Kreisen auf das segenvollste zu wirken vermocht. Wer die geistige Bedeutsamkeit der deutschen Frauen versteht, wer sie als das Bindemittel und als das anregende Princip der Geister kennt, fühlt einen Nerv seines eigensten Wesens durchschnitten, wenn ein Wesen solcher Art früher, als es gesollt, endet. Man muß, um dies zu fühlen, den geheimen Quellen nachgegangen sein, aus denen deutsche Männer schöpften, um den Ertrag hinauszuführen an den lauten Tag der Literatur.

Rahel, die sonst als die Unglückliche dasteht, war doch vom Glücke reich bekränzt zu nennen, wenn wir bedenken, daß es ihr vergönnt gewesen, die Gemüther, die sie geliebt, zu retten und zu beglücken. Und die Saat ihrer Liebe wie ihrer Klugheit reifen zu sehen, war der Triumph ihres Lebens. Daher die lichte Freudigkeit in manchem Momente, und die helle Lebenslust dicht neben der Qual der irren Schmerzen. Ihre treue Pflege, ihre süße Hingebung, ihre milde Weisheit im Verhältniß zu Menschen war unverwüstlich. — Gegen Menschen war sie gerechter, als gegen Bücher. Und

neben der Liebenswürdigkeit verrieth sie hierin auch die Schwäche der weiblichen Natur, ihr Urtheil von persönlichen Eindrücken bestimmen zu lassen. Sie war vielleicht niemals gegen einen Menschen dauernd ungerecht, während die Kritik ihrer Lecture fast immer von dem Gesundheitszustande des Augenblicks bedingt erscheint. Sie ist unter Anderm im Stande, ein Werk, wie Tieck's „Dichterleben", als eine krankhafte Ausgeburt von sich zu weisen und in derselben Stimmung ein Uebungsstück des Dilettantismus als etwas Ungewöhnliches zu begrüßen. Hier muß jedoch füglich mein Bericht aufhören, weil er sich auf Unwesentliches beziehen möchte, das nicht der Literatur anzugehören scheint, obwohl auch in dieser Hinsicht die Mittheilung von Rahel's Bekenntnissen höchst dankenswerth zu nennen ist, damit unser Blick den vollen Umfang ihres Denkens und Fühlens ermißt.

VI.

Charlotte Stieglitz.

Sie war eine sanfte stille Frau — und hat doch eine so furchtbare That gethan! Sie war kein irrer Dämon, der sich gewaltsam dem Schooße seiner Geburt entwindet, wild und grell ins Leben blickt und eben so krampfhaft sich von ihm losreißt. Es gibt solche unter Denen, die freiwillig endeten. Charlotte war ein liebliches, freudebringendes, friedenspendendes Bild der Wirklichkeit. Engel der Milde flüsterten im scheuen, leisen Hauche ihrer seelentiefen Stimme, wenn sie sprach; die Genien der Freundlichkeit machten sich ein Geschäft aus allem, was sie that; still waltend in ihrem Kreise war sie behutsam klug, besonnen klar; wie sie das Nächste und Kleinste faßte, ruhig und mit der kindlichen Inbrunst einer reinen keuschen Seele, so faßte sie auch das

Größte und Heiligste, Gott, Welt und Menschheit, und was sich noch wider ihr Wissen und Wollen als geheime Angst eines verschwiegenen Weh's in ihrem Busen barg, das verklärte sich in den Tönen ihres Gesanges zu einer Feier ihres ganzen schönen Daseins. Sie war eine wohlthuende, eine beglückende Erscheinung, aber sie schien auch zum eigenen Glücke des Lebens, zum tiefsten reinsten Seelenglück berufen, — — warum hat sie sich so blutig vom Angesicht der Erde weggewandt? — Das drängt sich so gewaltsam nah an einander, daß schon die Zunge, die so zu fragen wagt, erlahmen möchte, — um wie viel mehr nicht, wenn sie antworten soll.

Es war am ersten Januar des Jahres 1835, als man diese Blume der Frauenschöne, diese dunkelfarbene Rose der Weiblichkeit, die sich an ihrem eigenen Dorn verwundet, zu Grabe trug. Es war für Viele ein Neujahrsantritt seltener Art; er gehört mit zur Geschichte des berliner Gesellschaftslebens. Es war da eine Schaar Menschen beisammen, wie sie sich sonst nie wieder zu einander gesellten. Männer vom ver-

schiedensten Denken und Glauben drückten sich an dem Orte, wo Charlotte freiwillig geendet hatte, mit verhängten Blicken stumm die Hände, die sich nachher nur feindselig im Leben begegneten. Es war eine Mahnung über die Versammelten gekommen, die sich Niemand deuten konnte, der am wenigsten, an den sie vorzüglich ergangen war. Ein Geist der Betäubung lag über der Versammlung, und nur ein Einziger fand aus den unbestimmten Gefühlen, die die Brust Aller durchwogten, ein Wort heraus, das sich wie Klarheit ausnahm. Und dieser Einzige war der Mann im schwarzen Talar, ein guter wackerer Mann, allgemein geachtet und geehrt, eine fromme Andacht auf der Amtsmiene. Man sagte, dieser würdige Geistliche sei ein Schüler Schleiermachers; aber man irrt sich wohl: Schleiermacher und ein echter Schüler von ihm hätten wohl nicht wie jener geredet. Und die Klarheit des Mannes lief darauf hinaus, daß er sagte, es sei ihm unklar, ob diese Todte, die sich mit eigener Hand die Freuden ihres Blüthenlebens vernichtet, dermaleinst zu Gnaden werde angenommen werden. Es hatte mich

immer bedünken wollen, daß einer die ganze Stufenleiter der Qual schon hinter sich haben müsse, ehe er die Hand selbstmörderisch gegen sich waffnet, es däuchte mir immer, daß der Eigenmord, dies unselige Befreiungsmittel von den weitern Schmerzen des Erdenlebens, an sich selbst die bitterste Qual, die schärfste Strafe sei, auf welche, weil das Maß erschöpft ist, keine andere, die noch bitterer wäre, folgen könne; ich lebte des Glaubens, daß solche Schreckensthat, wie Alles, sich schon auf Erden rächt, auch an sich selbst schon durch die Einbuße des unwiderbringlich verlorenen Lebens. Aber es gehört vielleicht mit zur christlichen Weisheit, daß man nicht weiß, was Gott denkt, und so that denn der fromme Geistliche, was seines Amtes war — und er that es mit Milde und Demuth. Und wir schlichen Alle gebückt, wie demüthig fromme Fragezeichen, auf die das Schicksal selbst die Antwort schuldig geblieben, in gedrängter Schaar durch die langen, noch finstern Straßen Berlins hinter der Bahre her nach dem Friedhofe des Herrn. Und die vielen Fragezeichen, die doch wie lebendige, sich selbst Rede stehende Men-

schen aussahen, standen ruhig um die Gruft herum, und keines von den Vielen hatte den Muth, sich aufzurichten, daß es zum Ausrufungszeichen würde mit langem, gewaltigem Strich bis in den dunkeln schweigenden Himmel. Ich aber machte auf dem Hinzuge, als ich neben meinem armen tief verwundeten Freunde in der Wagenecke saß, meine stillen tröstlichen Betrachtungen. Ich sprach von dem Lieblingscapitel meiner thörichten Weisheit, ich sagte, wie doch bei allem, wo man nichts Rechtes zu sagen wisse, das Stillesein das Beste sei, und nannte dies dunkle Verhüllen der Wahrheit die Poesie des Schweigens. Und wie der Freund nichts davon hören wollte, bedachte ich im Stillen weiter bei mir selbst, wie wir doch in Deutschland seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts um so gar viel fortgeschritten seien in der Cultur und Aufklärung unseres lieben Geistes. Als der junge Jerusalem aus Unmaß einer verworrenen Herzensqual sein Leben endete, da dichtete Goethe seinen Werther darauf. Nachdem er den Pistolenschuß beschrieben, wollte er auch vom Leichenbegängniß des jungen Werther erzählen, und da

mußte er mit den Worten endigen: „Kein Geistlicher hat ihn begleitet." — Und siehe, zu unserer Verrichtung, die wir damals den ersten Januar 1835 datirten, war doch ein Priester der Kirche gekommen, und als wir mit dem bangen Schmerze der zerrissenen Seele um die aufgeworfene Erde standen, da trat der Prediger auf den Hügel und empfahl, laut betend, noch einmal seinem himmlischen Vater die heimgegangene Seele, damit sie nicht verloren werde.

Und doch war's bei all' dieser Leuchte der vorgeschrittenen christlichen Milde eine sehr finstere Winternacht, als wir die Todte begruben. Sie war ein edles, frommes, keusches Weib gewesen, das konnte alle Welt nicht anders sagen, aber sie war immer eine Selbstmörderin. Und so durfte der helle Tag ihr Leichenbegängniß nicht schauen, wir mußten sie bei Nacht und Nebel einscharren. Aber es war nur Schade, daß der Zug Derer, die da folgten, — angesehene, hochbegabte Männer aus den verschiedensten Kreisen der Residenz, — sich sehr weit hindehnte, und ehe Alle um die Gruft versammelt waren, die Nacht mit ihrem Dunkel schon wich. Und

als wir noch gebückt in die Tiefe starrten, die die reinste Hülle der edelsten Seele verschlang, da brach ein purpurfarbenes Morgenroth über die versammelte Menge herein. Selbst die Rede des Priesters war schon im Zwielicht gehalten, und das Zwielicht guckte sich die in aller Dunkelheit vereinten Männer mit immer hellern Augen an, und die Wangen des Himmels malten sich immer röther über dem stummen schwarzen Menschenknäuel. — So wie es keinen Zufall gibt, in dem sich nicht das Verhängniß oder die Gottesfügung verriethe, so gibt es auch keine Natur, in der sich nicht der Geist verkündete. Auch durch die Augen, aus denen die Natur sieht, blickt uns der Geist entgegen. Ueber die versammelte Menge aber kam es mit der Morgenröthe wie ein guter lichter Geist. Es waren gar zu viele bei einander, daß sie, hätten sich im Leben des Tages und der Wissenschaft ihre Stimmen auf einmal erhoben, wohl leicht einen gelehrten Babylonsthurm aufführen konnten. Aber ein Geist der Versöhnung durchzog die Gemüther. Und der Professor Henrich Steffens, der auch am Grabe stand, ging hin

und umarmte den Dr. Theodor Mundt und küßte ihm die Lippen mit dem Kusse des Friedens. Und Theodor Mundt ließ sich küssen und ging still fort und hatte später Zeit und Gelegenheit genug, über die Dauer und die Wirkung eines zerweinten Friedenskusses ernsthafte Betrachtungen anzustellen.

In dem „Denkmale", das von Charlottens Leben ein so tief und einfach schönes Seelengemälde gibt, ist über diese Leichenfeier zu berichten vergessen, und mich dünkt, zu einer vollständigen Biographie gehöre auch die Darstellung der letzten Ehrenbezeigung. Gehört doch die Art und Weise, wie man einen Todten bestattet, mit zur Geschichte der menschlichen Gesellschaft. Das „Denkmal" gibt uns statt der Beerdigungsscene zum Schlusse einige zerstückelte Worte des tiefsten Schmerzes, und diese sind freilich auch mehr werth, als aller zusammenhängender Geschichtsbericht. Ich habe diesen Beitrag zu Charlottens Geschichte sine ira et studio geben wollen, weil ich nichts Besseres zu geben vermag, und kehre nun zu der Frage zurück, die ich hier zu Anfang stellte, und die sich aus dem Denkmale

nur für den erörtert, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Zwischen den Zeilen liest nun freilich Jeder nach Gutdünken, wie er mag und kann, und es hat seit dem Erscheinen des Buches Mancher laut und im Stillen, im guten und im bösen Sinne sich auf die Frage seine Antwort gesucht.

Charlotte verrieth schon als Kind ein eigenthümlich sinnendes und suchendes Gemüth. Ein besonderer Hang, etwas außer sich und über sich zu wissen, dem sie die liebsten Blüthen ihres Lebens und die ganze Fülle ihrer tiefsten Liebe zu eigen geben könne, machte sich schon in ihren frühesten Tagen, in der ersten Entwickelungsepoche ihres Geistes geltend. Es gibt eine Gottesliebe, in der die menschliche Seele sich und die Welt vergißt, um über die Schöpfung hinaus nach dem Schöpfer die verlangenden Arme auszustrecken. Wir nennen diesen Gemüthsdrang Pietismus. Edel in seinem Keime, ist nur seine Ausartung ein finsterer Wahn. Als Anregung von außen kam in Charlottens früher Jugend der Religionsunterricht eines dieser Richtung ergebenen Mannes dazu, um ihr Gemüth zu die-

ser Lebensentsagung zu befähigen. Ihr Geist war viel zu reich und lebensfrisch, um hier länger eine dauernde Befriedigung zu finden, aber es war doch schon mitten unter den Blüthenträumen des jugendlichen Sinnes der namenlose Reiz empfunden, sich und das Leben hinzugeben, um ein der Ahnung nach Tieferes zu erfassen. Die Gefahr, sich in mystischer Schwärmerei wohlzugefallen und die Aufgaben des Lebens ungelöst zu lassen, konnte nur eine vorübergehende sein; die Knospen ihrer reichen Geisteskraft strebten einer heitern Wirklichkeit entgegen; sie war zum schönsten Dasein berufen. Nur wer die Kraft hat, das Leben zu mißachten, faßt auch dessen tiefere Bedeutnng, so wie der Krieger, der dem Tod ins Angesicht blickte, auch mit dem kleinsten Tropfen vom Schaum der Freude geizt.

Das Mädchen erwuchs zur Jungfrau. Eine geistige Welt voller Wünsche und Genüsse eröffnete sich ihr, Musik und Poesie füllten ihr ewig sinnendes und suchendes Gemüth, dem nur noch der bestimmte Gegenstand für ein überschwengliches Gefühl der Hinneigung fehlte, bis Alles, was sie geahnt, geträumt, gedacht

und gewünscht, sich in der Liebe zu einem Poeten mit aller Macht der innersten Aufregung zusammendrängte. Die Zeit, wo sie sich als Dichterbraut fühlte, war die goldene ihres Lebens. Ein lachender blauer Himmel, wölbte sich die Zukunft über ihre mannichfach bedrückte Gegenwart, alle ihre Pulse schlugen dem großen Augenblicke, wo sie Frau eines Dichters werden sollte, mit Jubelkraft entgegen. Ein Dichter erschien ihrer mädchenhaft berauschten Phantasie wie ein benedeites Wesen, sein Weib zu sein galt ihr für den höchsten Triumph. Da war sie nicht blos an die Alltäglichkeit des weiblichen Berufs gewiesen; da konnte sie Theil haben am Tiefsten und Schönsten, sie durfte das Große, das eine Göttin dem Manne beschеert, ihr halbes Eigenthum nennen, sie konnte die Blumen seines Geistes warten und pflegen. Daß sie auch Unkraut zu jäthen habe, machte ihr diese poetische Ehepflicht nur noch wichtiger; daß ein giftiges Schlingkraut im Musengarten eines deutschen Poeten alle die gehofften goldenen Früchte überwuchern, alle die geträumten Freuden ersticken könne, dachte sie damals noch nicht. Auch die Mühsal einer

deutschen Dichterehe erschien ihr im Lichte eines verklärten Märtyrerthums. Sie hatte sich mit ihrem Wollen und Wünschen in Jean Paul eingelebt; ein Besuch in Baireuth, den sie als Mädchen gemacht, hatte sie nur noch mehr darin verfestigt, all' ihr Sinnen und Denken in die geistige Ueberschwenglichkeit eines geheiligten Dichterlebens einzutauchen. Ihrem Heinrich eine Jean-Paul'sche Lene zu sein, mochte ihrem fröhlichen Mädchensinne wie ein glänzendes Ziel vorschweben; — und doch sollte sie mehr als Lenchen werden, ihre geistige Gewalt drängte sie maßlos weiter, sie wollte ihrem Dichter, den eine geistige Nacht verhüllte, auch ein helfender Engel sein, der die lange genug geschwungene Friedenspalme aus der Hand legte und zum flammenden Schwerte griff, um zu lösen und zu retten, — nur daß sie, um den Dämon des Wahnsinns zu bezwingen, das flammende Schwert gegen den eignen schuldlosen Busen kehrte! Das sollte das Verhängniß Charlottens werden, daß sie, um die Verworrenheit des Geistes zu lösen und zu sühnen, ihr selbst den Tribut zollte. Schon damals zog in ihre heißesten Morgen-

träume vom ersehnten Glück des dichterischen Ehelebens wie ein leiser dunkler Nachtgedanke der Entschluß, sich zum Heil des Geliebten zu opfern, damit er, um nicht ihretwillen an die Scholle der Nothdurft gebunden zu sein, frei bleibe mit seinem Dichten und Fühlen. Heinrich war ein deutscher Dichter; um sich einen Heerd zu bauen, wurde er auch ein deutscher Schullehrer. Das schien dem verzückten Mädchen schon ein harter Eingriff in die Rechte der freien Kunst; ein Dichter, der geweihte Liebling der Musen, sollte nur mit Göttern und Genien verkehren, er sollte mit seiner unsterblichen Seele nicht der Werkelthätigkeit des bürgerlich-gelehrten Berufs verfallen, und um diese Nothwendigkeit des alltäglichen Menschenlooses aufzuheben, reifte in ihrem jungfräulichen Heldenmuthe der Plan, ihren Dichter von sich zu befreien, und ihm ein eheliches Band, das jetzt wie eine Hemmung für die tiefere, rein poetische Entwickelung erschien, unmöglich zu machen. Sie wollte sich aus Liebe zu ihm zu Tode fasten, sie wollte, wenn nur er und in ihm die Dichtkunst weiter blühten, gern der feuchte Thränenthau sein, der eine dürre Erd-

stelle um seinen Lebensbaum tränkte. Das ist, wie unser „Denkmal" sagt, die frühe dunkle Stelle ihres Lebens, von der sie später, als sie dem Lichte einer versöhnlichen Zukunft entgegenlachte, nicht gern mehr sprach. Es war auch nur ein unbewußter Morgentraum, ein zerflatternder Wolkenstreif an ihrem jugendlichen Himmel; — nur daß ein Morgentraum oft genug dem noch schlafumhüllten Geiste eine ungerufene Mahnung an die Zukunft und ein widerwilliger Prophet wird! Ist doch auch der Morgentraum mein eigen, wie meine ganze Wirklichkeit. In deinem ersten Jugendrausche, im Wahne deiner Kindheit liegt dein ganzer Mensch mit seinem ganzen Schicksale verhüllt. Was der jugendlichen Seele wie ein kindisches Gelüst entsteigt, darnach greift der spätere Mensch doch immer wieder mit der Kraft des Bewußtseins. Es klang wie kindisch, daß sich das Mädchen Charlotte so schnell vom Dasein lösen wolle, und ihr späteres Leben bot der schönsten Freuden so manche; aber in ihren lichten Memnonsklängen war doch einmal jener dunkle Ton mit angetönt, obwohl ihn damals noch die frische Morgenluft verschlang.

Charlottens Entschluß war verflogen wie ein Nachtgesicht; die so leicht lösbare Psyche sollte erst des Lebens Wirklichkeit durchschmecken, um es ganz zu fühlen, was es sagen will, sich vom Schooße der Mutter Erde und allen ihren Hoffnungen gewaltsam loszureißen; sie sollte erst verzweifeln lernen, ehe sie in den Tod ging. —

Es hatte sich mit Heinrich Alles ganz leidlich gestaltet; auch war er kein Mann darnach, dem äußeres Ungemach zu tragen beschieden; sein Leiden konnte nur sein ringender Geist sich schaffen. Der Bräutigam erschien zum Hochzeitstage. Charlottens Poet war ein gequälter Bibliothekar und ein gepeinigter Gymnasiallehrer geworden, und obwohl er glühend heiß dichtete, und in die Flamme des Orients alle seine Liebe und sein eigenes Feuer hinübertrug, so sah er doch darnach aus, daß man sagen konnte: siehe, ein deutscher Dichter soll nicht blos Dichter, er soll auch Schullehrer sein und Büchertitel revidiren. Was noch sonst von seinem Herzen übrig blieb, schwärmte nomadenhaft im weiten Oriente, und so saß er mit der abgestandenen Geschäftsmiene neben der glühenden Dichterbraut und blickte drein

wie ein vom Werkeltag des Lebens Ermüdeter. Und so saßen sie einander stumm und kalt im Wagen gegenüber, der sie am andern Morgen in die Ferne trug.

Das war Charlottens erste Herzenserstarrung vor der Wirklichkeit; das waren die Flitterwochen ihrer Ehe, aus der ein sogenannter geistreicher Umgang wurde. Charlottens Liebe, aller Ergänzung in engster Nähe beraubt, sollte eine hohe, geistig verzehrende, sentimentale bleiben.

Charlotte mußte bald erbangen, daß sie einem Poeten zu eigen geworden; daß sie Frau geworden, daran dachte sie nicht mehr, oder hat es nie erfahren. Der blühende Kranz der mädchenhaften Hoffnungen war plötzlich gewelkt, die Wünsche der Braut band sie wie verbleichende Gedächtnißblumen still zusammen und vergrub das Bündel in ihre tiefste Herzenskammer. Das war schon ein furchtbares Opfer, eine gefahrdrohende Resignation. Aber ihre liebliche Demuth nahm das Kreuz auf sich und trug alle ihre eigenen Freuden zu Grabe. Das schien ihr recht und gehörig, that und litt sie doch alles gern zum Heil dessen, den sie liebte,

zum Heil der Poesie in ihrem Dichter, der, gegen sich selbst grausam, sich das Gehirn mit weltweiten Schöpfungsplänen zerdehnte. Freilich mußte es ihrem zarten Sinne bald seltsam däuchten, daß ihr Dichter im fernen Orient mit Bülbül koste und die nahe Liebe, die sich wie tausendhändig um ihn geschäftig zeigte, kaum blühen sah, daß seine Gedanken den Baschkiren durch die Wüste nachliefen, daß er den Polen und Griechen ihre Freiheit, den Russen ihre Natureinfalt, den alten Parsen ihre Religion, den Schamanen ihren Wahnwitz, den Tschutschken ihre Grillen ablauschte, daß er das Alles zu Gedichten verwob, und doch für das unendlich tiefere Herz, das sich mit aller seiner Religion, Freiheit, Liebe, und mit der süßesten Sehnsucht an seinen Busen schmiegte, nicht die rechte Sprache fand, die diesen Reichthum einer seltnen Seele ermaß und erschöpfte.

In dem „Denkmal" hat ein feinfühlender, aber schmerzlich behutsamer Sinn auch die stillglücklichen Momente dieser Frau, ihre spielende Scherzhaftigkeit und ihre vergnügliche Lust am Leben belauscht. Das ist das Erschütternde an der ganzen Erscheinung, daß dies

Gemüth zum schönsten reinsten Glück befähigt schien, und sich doch so blutig und unheilvoll vom heiligen Angesicht der Erde abwenden mußte. Hätte sich ihr ganzes Selbst nicht so völlig aufgelöst in hingebender Liebe, — ein Stückchen Egoismus in diesen reinen Lebensstrom: — und sie hätte sich der Welt erhalten.

Das echte Weib kennt das nicht, was man Egoismus nennt. Das Wesen der Weiblichkeit liegt eben darin, nicht sich selbst zu wollen, sondern ein Anderes, das sie höher als sich erachten muß, von dem sie sich geistig tragen läßt, und dem sie dafür die ganze Fülle ihrer tiefsten Seele rücksichtslos hingibt. Das weibliche Gemüth verlangt immer einen Hintergrund, vor dem es sich auf das Proscenium der Lebensbühne hinauswagt; die weibliche Seele muß glauben, sie muß wissen, daß ein schützender Mantel sich um ihr Dasein breitet. So hatte sich auch Rahel dies Bild von der Liebe Gottes gemacht, die sie sich wie einen himmelweiten Mantel um ihr Leben dachte, während sie auf der Saumecke still hingekauert lag, ein demüthig hoffend, ein fromm vergnügtes Kind. Rahel war weniger zu Men-

schen, weit mehr im Verhältnisse zu Gott eine echt weibliche Natur. In der gläubigen Zuversicht, in der unbegrenzten Hingebung lag ihre religiöse Weiblichkeit. Der Mann ist auch in der Religiosität ein Wesen anderer Art. Er hat mehr eine Frage frei an das Schicksal, an Gott, Himmel und Hölle; der Dämon forschender Begier ist sein Lebenssinn. Und für diese Verwegenheit, für diese titanische Sünde straft ihn selten das Geschick. In der Brust wühlen ihm die Gedanken des bösen Princips, und sie wird ihm nicht zertrümmert; sein Verstand wird durch Zweifel gotteslängnerisch, und erhält sich doch lebendig und thätig für Zeit und Gegenwart; seine Stirn, die er keck erhebt, zerschmettert kein Blitzstrahl des gerechten Himmels. Der Mann, das lehrt der Tag, kann leben ohne Liebe, ohne Heiligkeit, ohne Gottesbewußtsein; er kann in der Härte seines Naturells alles fortspotten, was das Dasein geistig bindet, und doch in seinem werkelthätigen Beruf ein brauchbares Glied der Gesellschaft sein. Wo das Weib längst allen Werth verloren, kann der Mann noch Geltung haben; das bringt der Zustand des socialen

Lebens, der Zuschnitt unserer Praxis, die Natur beider Geschlechter mit sich. Das Weib ist ohne Liebe, ohne Gottesbewußtsein, ohne stille Sättigung der liebsten Herzenswünsche — ein Nichts. Nimm der weiblichen Seele ihren Glauben und du tödtest sie, entreiß ihr die geistigen Stützen in der Liebe zum Gatten, zum Kinde — du hast ein schwankendes, zerbrechliches Rohr, das ein zufälliger Windhauch vernichtet. Nur der Mann geht aus Selbstverschuldung unter. Er, mit dem erfinderischen Verstande, weiß Mittel, sich eine zweite Welt zu bauen, wenn ihm die erste in Trümmern sank, er hat, im Nothfall, Unredlichkeit genug, sich mit einer schlechtern zu begnügen. Der Mann weiß viel Auskunftsmittel, er findet bald Entschädigung von irgend welcher Art. Das Herz des Mannes verblutet selten an einer Wunde, ein weibliches selten nicht. Nur ein Weib kann sich zu Tode lieben.

Das ist die schöne, aber auch gefährliche Unselbstständigkeit der weiblichen Natur, daß sie ohne Zuversicht zu einem geliebten Wesen nicht sein und leben kann. Man sage nicht, daß das Streben des Weibes

vorzugsweise dahin gehe, geliebt zu werden. Das coquette Weib ist nur eine Abart ihres Geschlechtes. Im Naturell des Mannes vielmehr liegt es und mag es begreiflich gefunden werden, daß er liebt, um geliebt zu werden, während das echte Weib nur um deswillen geliebt sein will, um zu wissen, wen es liebt, um es zu fühlen, wohin der sonst ziellos herumzitternde Herzensdrang führt.

Charlotte war eine so reich begabte Natur, daß sie fast mit männlicher Geisteskraft die Poesie zum Gegenstande aller ihrer Wünsche, Liebe und Achtung hätte machen können. Und doch war das Weib in ihr vorherrschend; ihr allezeit reger, forschender Geist war doch nur eine anempfindende, hingegebene Liebe. Sie bedurfte der Person, um die Sache zu erfassen. Ihre Theilnahme an dem, was sich im Völkerleben bewegte, war nur um deswillen gespannt, weil sie Personen ihrer Liebe in diesen fluthenden Gedankenwogen der Zeit sich auf- und abbewegen sah. Ihr Verkehr mit der Poesie war ihr zur Lebenstemperatur geworden, weil sie den Mann, der ein ungeheures Streben in seiner

Brust trug, in der Werkstätte seines Dichtens belauschen konnte. Da war sie denn scheinbar dienerisch und doch unglaublich kräftigend und leitend, um bald die auflodernden Flammen, die sich in jäher Hast zerschlugen, sanft und still zu behüten, bald die erlöschenden Funken in der Asche trostloser Ermattung wieder anzublasen mit dem Hauche der süßesten Freundlichkeit. Immer sorgsam klug, immer behäbig wohlthuend, immer leise und doch mächtig anspornend, war sie als helfender Genius die eigentliche Schöpferin mancher Lieder, die Heinrich Stieglitz schrieb. Kleiner Gedichte, wie des unsäglich zarten: „Stumme Liebe", nicht zu gedenken, war schon im ersten Bande der „Bilder des Orients" eine Partie von ihrer Hand („Maisuna" S. 143 — 145.), und in der Tragödie: „Selim III." hat sie die zweite Scene des dritten zwischen dem Arzte und der Walide Sultana gedichtet.

Charlotte war Heinrichs guter Genius. — Und der gute Genius konnte ihn verlassen, um ihn von seinem Dämon zu befreien? — Ehe sie in irrer Verzweiflung über sich und ihn das Letzte wagte, hat sie

sich bis zur Todesqual abgemüht, um den Dichter zu retten und seine geistige Wiedergeburt zu vermitteln.

Heinrich erkrankte innerlich und äußerlich. Sein Wesen schien in einem Zwiespalt zwischen Geist und Körper, zwischen Wollen und Können, Imaginiren und Verwirklichen rettungslos gefangen zu liegen. Auf die himmelstürmenden Anläufe, die seine Muse nahm, wollte kein gleich großes Dichterwerk folgen. Auf die Ungeheuerlichkeit der Entwürfe stellte sich eine Abspannung der schaffenden Kraft, eine hypochondrische Zerknirschung und ein Verzagen bis zur Geistesdumpfheit ein. Innerlich wund, körperlich gehemmt bis zur Erlahmung der ganzen Physis, hielt er seine dichterischen Organe in fortwährender Spannung. Oft hatten die ermüdenden Geschäfte seines äußern Berufes seine Kräfte völlig verzehrt, und wenn trotzdem seine Phantasie unausgesetzt zu schaffen fortfuhr, war von seinen geistigen Functionen nur noch das Temperament übrig; manche seiner Dichtungen hat weder sein Geist, noch sein Verstand, noch sein Herz, nur die gährende Woge seines stürmischen Blutes gedichtet. In diesem Bezuge sagte

Charlotte zu ihm mit der Klugheit ihres milden Wesens: „Das Temperament darf nicht den Menschen spielen; sonst, mag die Perspective noch so tief sein, kannst Du nicht klar herausschauen, und die Welt spiegelt sich nicht klar in Dir.“ Anfangs, als der Dichter innerlich erkrankte, mochte sie glauben, in diesen Wehen gebäre sich eine neue Richtung seiner Poesie, und ohne Tribut an die untern Götter könne es nicht abgehen, es müsse gelitten und geduldet sein, um des neuen Götterkindes willen, mit dem das Gehirn dieses armen tiefkranken Poeten schwanger ging. Und so glaubte sie's denn mittragen zu müssen und litt alle Unbill mit, — eine echte Dichterfrau, wie sie die Sonne der Welt nie sah in gleicher Gestalt. Nach und nach drohte Heinrich's Krankheit immer mehr in bestimmten Wahnsinn auszubrechen; in Allem verriethen sich die sichersten Symptome dazu. Die weibliche Natur hat vor Wahnsinnigen überhaupt eine große Scheu, und wenn er zu greller Wildheit die Züge des Geliebten verzerrte, war die Wirkung auf Frauen nicht selten eine lebensgefährliche. Bei dem allen war noch immer Charlottens

kluge Sorge wach, ihre Liebe schien an Mitteln der Beschwichtigung unerschöpflich. Ein weniger geistesstarkes Wesen wäre bei der rastlosen Pflege des wahnsinnig werdenden Gatten mit irre geworden, wie derselbe Ort, der zum Schauplatze des entsetzlichen Ereignisses wurde, auch ein Beispiel dieser Art in einer Dichterehe aufzeigt, das der Stille der Verschwiegenheit anheimgegeben bleibe. Es lebte dort noch kürzlich ein in ganz verschiedener Weise geistig wie physisch verzärtelter Dichter, der eine empfindsame Kränklichkeit für den süßesten Reiz poetischer Naturen hielt. In der bangen Sorge um sein hinsiechendes und im Hinsiechen sich doch wohlgefallendes Leben ward sein pflegelustiges Weib langsam irre, bis eine physische Krisis in ihrer eigenen Natur den Zwiespalt ihrer Seele löste, und sie wieder gesunden ließ.

Charlotte war von zu kräftiger Geistesart, um eine unsichere Lösung des verworrenen Knotens über sich hereinbrechen zu lassen; sie wollte — und das war das Verwegene dieser Frau — ihr und des Gatten Schicksal selber lenken. Der Plan ward dazu entworfen in

der Verzweiflung der Seelenangst, er ward bei Seite gesetzt, sobald sich wieder ein Lichtblick der Rettung durch das Dunkel schlich, er ward endlich ausgeführt mit der Ruhe einer römischen Seelengröße. Warum hat kein Dichter bis jetzt den Faust durch Selbstmord enden lassen! Goethe führt in der Ostermorgenstunde diesen Nachtgedanken nur leise vorüber, ein einziger Klang aus seiner Jugendwelt rettet seinen Helden. Faust scheint nicht den Muth zu haben, mit einem kecken Griffe gegen sich selbst den Vorhang plötzlich zu zereißen, hinter dem sich ihm das ersehnte ewige Jenseits birgt, wo sich alle Wirren des Erdendaseins lösen. Hier hat ein zartes schwaches Weib diesen Eingriff in Gottes Schöpfung, in die blühende Schöpfung ihres eigenen schönen Lebens, gethan. Und alles das geschah aus Liebe zum Gatten. Die Liebe hatte sich ausgebeutet, sie war arm geworden an Mitteln und Versuchen, darum gab sie sich selbst hin durch den Tod.

Es liegt in der Liebe eine namenlos zitternde Angst, die sich nur in der Befriedigung stillt, nur in der Gegenliebe ihr Gleichgewicht behauptet. Verrücke der

Magnetnadel den Pol, und du siehst sie irre und ziellos auf der gefährlichen Spitze schweben, nimmer ruhend, nimmer still, sie müßte denn an ihrer eigenen Axe zerbrechen. Heinrich's unsägliches Dichterweh, sein riesenhaftes, ihm selbst grotesk erscheinendes Ergreifen der höchsten Aufgaben der Kunst und sein zeitweise immer wiederkehrendes Erlahmen, diese Qual in der Schwebe zwischen himmelhohem Poetenflug und ohnmächtiger, durch physische Hinfälligkeit bedingter Verzagtheit, diese Verworrenheit einer dichterisch ringenden Psyche, dieser deutsche Poetenjammer hat das Weib getödtet. Es trägt hier Niemand die Schuld; der Wurf des Geschicks hat hier verschuldet, worüber kein menschliches Gericht stattfindet. Es war für den Dichter ein Ereigniß, nur für sein Weib eine That.

Und doch pflegt sich in Thatentschlüsse dieser Art ein dunkles Etwas zu mischen, das wie eine unbewußte Nöthigung sich geltend gemacht. Auch die heldische Unternehmung des Kriegers, auch die Entzückung, in der das dichterische Talent seine großen Entwürfe macht, unterliegt den Einflüssen einer geheimen, unbesieglichen

Gewalt, welche die scheinbar freiesten Regungen der sinnenden und klügelnden Vernunft unerklärlich leitet. In solchen Momenten höchster Erregung, wo sich der Geist in seiner Schöpfermacht erweist, hat auch die Physis des Menschen eine lautere Sprache als sonst, und drängt sich als mitschaffende Macht in die Werkstatt der denkenden Vernunft, so daß das freieste Product des Bewußtseins oft am sichersten die Spuren der momentanen Körperaffection und Nervenstimmung an sich trägt. Das geheime Gelüst, in den Tod zu gehen, noch ehe das Geschick den Stillstand der Pulse gebietet, ist auch körperlich bedingt; die Auflösungslust, die der Geist verspürt, hat auch ihren Grund in dem Proceß des leiblichen Organismus. Kennt man doch den Selbstmord auch als Familiendämon. Nimm dir die Sternenklarheit vom heiligen Himmel, bette dich auf ewige Frühlingsblumen, waffne dich mit allen Gründen der Vernunft, kniee deine Füße wund im Gebete Tag und Nacht: auch in deine lichtesten Stunden, in deine cultivirteste Heiterkeit, auch in deine Gebete stiehlt sich die fordernde und mahnende Stimme deines Blutes und

deines angebornen Naturells, das du unbewußt wie ein stilles Verhängniß mit dir herumträgst, bis sich irgendwie der Knoten deines Menschenlebens auf ungeahnte Weise löst.

In welchem Grade bei Charlotten der leibliche Organismus zu ihrem Entschlusse, freiwillig zu enden, sich gestimmt zeigte, inwieweit zu der geistigen Sehnsucht, sich in die Allgemeinheit Gottes aufzulösen, eine physische Nöthigung sich unbewußt gesellte, läßt sich, wie bei allen Fällen, auch hier nicht so leicht ermitteln; daß die letztere aber vorhanden war, leidet keinen Zweifel. Charlotte war körperlich tief erkrankt. Ihre leiblichen Organe waren von der gereizten Spannung der geistigen, die allein nur ihre Befriedigung suchten und erstrebten, langsam, aber sicher ergriffen; ihr Leib war mit ihrer Seele, die sich in den Versuchen, den Gatten zu retten, erschöpft hatte, sichtbar hinfällig geworden. Wo war der Hauch der Liebe, der dies hinzitternde Leben neu beseelte? Wo die sorgsame Hand, die diese zerknickte Blume an eine gesunde Stütze festete? Heinrich wußte kaum, daß noch Jemand außer ihm leiden könne,

so sehr war er mit den Augen des Geistes in sich selbst versenkt. Nur bei der drohenden Auflösung ihres leiblichen Naturells konnte in der Seele dieser Frau das alte Gelüst, das sie früher leise beschlichen, unabweislich mächtig werden. War sie doch nun nicht mehr das frisch-blühende Mädchen, deren leichtgeflügelte Psyche den dunkeln Todesgedanken, der sie früher nur wie ein gelinder Nachtthau befiel, eben so schnell von ihren Schwingen abschüttelte. Sie hatte keine irdische Zukunft mehr, an Lebensaussicht bot sich nur ein klägliches Hinsiechen neben einem Gatten, zu dem ihre Liebe Anfangs eine namenlos zitternde Angst, nach und nach eine lähmende Qual geworden war.

Bei alle dem blieb ihr heller Verstand unbestechlich wach; sie wollte nicht überrascht, nicht getäuscht sein, eher sich selbst und die Andern täuschen. Wunderbar genug, daß die Liebe, wenn sie sich an Gefühlen ausgebeutet hat, noch erfinderisch ist im Denken, Grübeln und Erlisten. Sie wollte nun einmal den Mann retten, dem sie vor Gott und Welt für alle Ewigkeit zu eigen gegeben war; alle Umstände sollten sich, so schien

es, vereinigen, um der ehelichen Pflicht einmal durch Blut und Todesqual einen seltenen Triumph zu gönnen. Die Bande der Ehe waren in keiner Zeit in Deutschland so auflösbar wie in der jetzigen. Dies drängt sich, wie mich dünkt, als ein Factum des Tages auf. Nimmt man dazu die Idee von der freien Selbstständigkeit des Weibes, die in der germanischen Welt mit Rahel aufkam, in Frankreich systematisch in eine weltliche Religion sich ausbildete, so stellt es sich als ein fast märchenhaft erscheinendes Ereigniß hin, daß in unserer Zeit ein Weib den Opfertod für den Gatten erwählt, nachdem ihre Liebe zu ihm sich an Rettungsmitteln verarmt fühlte. Was will das Geschwätz der Menschen bedeuten: die Gesinnung dieser Frau habe unter den Einflüssen einer gewissen Schule der Zeit gestanden! Man könnte weit eher sagen, in ihrer That habe sich die eheliche Treue bis zum Aeußersten verirrt. Für eine große Idee will ich mich opfern, für den Geist meiner Zeit zum Märtyrer werden, für mein Vaterland willig in den Tod gehen: — für einen Menschen nicht, denn ich achte mich so hoch als ihn. Seele für Seele, Leben

für Leben, ist ein Einsatz, den nur das Weib zu thun vermag, nur eine Mutter, die dem Kinde die giftgeschwollene Schlangenwunde aussaugt, um sich zu tödten, damit das Geliebte gerettet sei. Charlottens Liebe grenzt an die Treue der indischen Frauen, die ruhig in die Flammen steigen, sobald sie den Gatten todt wissen.

Ich sagte, die weibliche Liebe, die an Gefühlen sich ausgebeutet hat, bleibt noch erfinderisch im klügelnden Verstande. Es liegt eine seltsame Sophistik in der Gedankenverbindung, aus der Charlottens Entschluß, zu sterben, hervorging. Man weiß, daß Halbwahnsinnige durch einen Schreck, der plötzlich ihre Nerven durchschüttelt, wie ein Nachtwandler, den man beim Namen anruft, zur Besinnung kommen. Charlottens Klugheit war für das Leben erschöpft: sie wagte diesen letzten Rettungsversuch durch den Tod. Hätte sich die Erde unter ihren Füßen still geöffnet, um sie spurlos zu verschlingen, so hätte sie erreicht, was sie wollte. Heinrich sollte erbeben, wenn er sich plötzlich allein sah in der Welt, der ungeheure Verlust sollte ihm die Augen

öffnen über das, was er besessen, die Verworrenheit seines Gemüthes über ein nur halb wahres Unglück seiner eigenen Natur sollte der Schmerz über eine furchtbare Wirklichkeit verdrängen. So nur glaubte sie das Mittel gefunden zu haben, seinen Dämon zu bändigen und sein herumirrendes Gemüth in sich selbst zu sammeln. Mit zartem Finger hatte sie bisher an das Grab seiner Brust geklopft, sie hatte ihn gerufen mit der flüsternden Stimme der scheuen Liebe: und es war kein lebendiger lichter Geist aus der Gruft gestiegen, seine Gedanken wühlten sich immer tiefer in den feuchten Moder. Nun sollte die Faust des Schicksals anpochen und die lähmenden Bande der Verdumpfung lösen.

Dazu kam dann Heinrich's Traum, den er zehn Tage vor ihrem Tode gehabt. Ihm träumte, sie wäre vor seinen Füßen in den Strom gestürzt und er habe die rettende Hand nicht nach ihr auszustrecken vermocht; der Schmerz, sie verloren zu haben, sei aber schnell von dem Gefühle, nun frei zu sein in aller Welt, verschlungen, und das Bewußtsein der Freiheit habe ihn wie ein neuer Morgenglanz durchleuchtet. Diesen Traum

erzählte er ihr wie Alles und Jedes, seine Harmlosigkeit hatte kein Hehl vor ihr, und in die Traumgespinnste seines verworrenen Blutumlaufes verwob sich nun ihr klarer Sinn. Von nun an reifte ihr Plan unauflöslich fest. Andere Anlässe kommen als Nebenbezüge kaum in Betracht.

Ein ewiges Planmachen für die Zukunft, ein angstbeklommenes Hinübergreifen aus dem Nahen und Gegenwärtigen nach weit Entlegenem, war wohl überhaupt für Beide ein trostloser Nothbehelf für ihr geistig immerfort bedrohtes Zusammenleben. Bald will man sich mit Aufgeben der Stellung in der Residenz in ein enges Bergstädtchen flüchten, man will auf den Umgang der vertrautesten Freunde verzichten, um sich mit einer Hamletsschwermuth, die von einer Nußschale sich umschlossen wünscht, in alle Stille zu verkriechen. Bald will man Deutschland preisgeben und sich in Rußland niederlassen, um aus der Sehnsucht nach der Heimath deutsche Gedichte zu weben. So griff Heinrich mit lärmendem Gedankenspiel immer excentrisch in die Weite hinaus und wußte die eigentliche Stille für die Werk-

ſtatt des Geiſtes nicht zu finden. Aber das Unglück lag für ihn weder an Berlin, noch an Deutſchland und den Zerwürfniſſen der Zeitſtimmung. Dieſem Stoffe blieb Heinrichs Muſe ſo ziemlich fern; ſein Unglück lag iſolirt in ihm ſelbſt. Ihm hätte ein feſſelloſer Ausſpruch ſeiner innern Nachtgefühle Noth gethan; aber um, wie Byron, dem Dämon in Sang und Klang einmal vollauf Genüge zu thun, um der Mänade ſeiner verhüllten Dunkelheit in einem gewaltſamen Dichtererguſſe den Zügel ſchießen zu laſſen, davon hielt ihn wieder eine befangene, ethiſch prüde Grundſtimmung ſeines Weſens ab. Nur dann und wann brach ſich eine Gewaltpoeſie und der Todeskrampf ſeiner Verworrenheit in einzelnen Tönen Bahn, aber er konnte kein ganzes, großes Werk voll dämoniſcher Finſterniß ſchaffen, er kam nicht darauf, mit einer Dichtung einmal ſeinen ganzen innern Menſchen von ſich zu ſchleudern. Er fürchtete, in einem ſolchen Rettungswerke unſchön zu werden, und ſo behielt er ſein Weh in Summa zurück, und das ganze, unorganiſch in ihm gährende Elend ſeines Naturells warf ſich auf ſein menſchliches Ver-

hältniß, auf sein verhülltes Gemüth, auf sein Stubenleben, — auf sein Weib.

Mit den zartesten Fittichen der Liebe kam sie nun an und wollte ihm das Nachtgeflügel des irren Unglücks von den Schläfen scheuchen; gerungen hat sie sich die Hände wund, um Heinrichs Dämon, den er in seinen Gedichten nicht los werden konnte, zu bezähmen, gebetet hat sie lange Nächte, gedacht, geklügelt, gebangt die längsten Tage hindurch, wenn Heinrich wie ein Verfehmter, mit Fluch Beladener herumschlich, bis alles Lieben, Beten, Denken und Bangen, bis alle Qual der bangen Jahre sich in den Entschluß zusammendrängte, sie müsse den an Liebe-Verwöhnten hinaus ins Leben treiben, durch eine ungeheure That die verschlungenen Bande für sich und ihn lösen, ihn preisgeben an die Wogen des Schicksals, denn das Unglück, dachte sie, wird ihn auf sich selbst besinnen machen, nachdem sich die Liebe lebenssatt und todtmüde abgerungen hat in Versuchen aller Art.

Das war der Ausgang ihres Lebens, ihres Denkens und ihrer Verzweiflung. Und die Liebe that endlich

ihr sternenlichtes Kleid von sich und hüllte sich in ein nachtdunkles Gewand. Sie stählte ihre schwachen, zarten Glieder, in ihrem Auge erlosch das milde Licht vor der Wetterwolke des Grames, und in ihrer Hand die scharfe Waffe, sah die Liebe nicht mehr aus wie süße Liebe, sondern wie bitterer Groll. Als wir um die Hülle der Entseelten standen, sahen wir wohl den seltsamen Zug um die schöne bleiche Lippe. Das war nicht Liebe mehr, oder es war die Liebe, die sich vom Leben abwendet, nachdem sie ans Leben alle ihre Schätze vergeblich verschwendete.

Hier brechen meine Gedanken ab, weil sie sonst gegen sich selbst gekehrt sein müßten, wie dort die Liebe abbrach, als sie die gewaffnete Hand gegen sich selbst wandte. Für den Dichter aber, der das Ereigniß überlebte, hat wohl kein Sterblicher auf seiner Zunge das geeignete Wort. Hat ihm doch Charlotte in dem, was sie ihm schriftlich hinterließ, das Beste selbst gesagt:

„Unglücklicher konntest Du nicht werden, Vielgeliebter! Wohl aber glücklicher im wahrhaften Unglück! In dem Unglücklichsein liegt oft ein wunderbarer Segen

er wird sicher über Dich kommen. Wir litten Beide Ein Leiden; Du weißt es, wie ich in mir selber litt. Nie komme ein Vorwurf über Dich; Du hast mich viel geliebt. Es wird besser mit Dir werden, viel besser jetzt. Warum? Ich fühle es, ohne Worte dafür zu haben. Wir werden uns einst wieder begegnen, freier, gelöster! Du aber wirst noch hier Dich herausleben, und mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln."

Und auf diese letzten Worte waren ihre Thränen am heißesten gefallen.

VII.

Briefe an Dina.

Geiſtlich und weltlich.

1.

Heiligenstadt an der Leine, den 12. Mai 1836.

— Heiligenstadt, meine Freundin, ist eine Stadt, in der viele Heilige stehen, aber wenige leben. Ich will damit nichts gegen den Ruf dieser ehrenwerthen Stadt gesagt haben, bei Leibe nicht! Auch ist diese ehrenwerthe Stadt viel zu unbedeutend, um überhaupt einen Ruf zu haben. Wenn der abgeschmackte Satz richtig wäre, daß die beste Hausfrau die sei, von der am wenigsten geredet werde, so könnte man auch diejenige Stadt, von der man wenig oder nichts zu melden hat, für die beste, denjenigen Fürsten, von dem man nichts sagen darf, und überhaupt denjenigen Menschen, dem man, wollte man von ihm reden, etwas andichten

müßte, für den besten seiner Art, seiner Zeit und seines Geschlechts erklären. Ach, liebes Deutschland! wie wimmelst du von besten Hausfrauen, besten Städten, besten Menschen! Dann wäre auch das kleine ***thum ** der beste constitutionelle Staat von der Welt, weil seine Kammersitzungen geheim sind, also daß man nichts von ihnen zu sagen weiß. Ich verstehe nichts von öffentlichem Leben, ich bin ein deutscher dummer Teufel; aber schon um dem Stadtklatsch dort eine bessere Richtung und einen bessern Gehalt zu geben, wünschte ich die Ständeverhandlungen des Ländchens öffentlich. Ich rede blos aus humanem Interesse, ein politisches hab' ich nicht, ein gutmüthiger deutscher Mensch, nothgedrungen auch ein gutmüthiger Schriftsteller.

Heiligenstadt, meine Freundin, ist eine Stadt, in der sich viel Heilige finden. Nur schade, daß sie alle von Stein sind. Ein Stein hat gut heilig sein, einen armen Menschen von Fleisch und Blut kommt das schwerer an. Es ist zwischen kaltem Stein und warmem Blut ein schlechter Verkehr. Ja, wenn sie reden könnten, die Steine, wie Mozart's steinernes Bild,

damit den Leporello's der Schopf, den Don Juan's das Lockenhaar sich gen Himmel streckte! Aber die Steine predigen und reden nicht, und der redende Mensch sollte ihrer nicht spotten, denn was er kann, darf er nicht. Ein Ding, das nicht reden kann, ist fast eben so verächtlich, als ein Ding, von dem man nichts reden darf. Sie sollen mich für keinen Ketzer halten, Leopoldine, es sieht in meinem Innern fast eben so oft fromm und gottselig aus, wie in Ihrem schmerzdurchzogenen katholischen Auge. Ich müßte nicht in dies Auge geblickt haben, müßte nicht in seinem milden Glanz für die Wärme des heiligen Menschenlebens erleuchtet sein, wollte ich rückwärts aus einem Paulus zu einem Saulus der Gegenwart werden. Aber wenn ich meinen ganzen Haß gegen die kalten Bilder von Stein verdeutlichen sollte, so müßte ich hingehen und alle die fratzenhaften Heiligenstatuen zertrümmern, die wie Spottbilder die christliche Leidensgeschichte an den Pranger stellen. Arme Mutter Maria, so stehst du hier auf allen Wegen und Stegen. An deinen steinernen Gliedern hat der Zahn der Zeit genagt; bist du

von Holz, so hat Wind und Wetter dich noch schneller verunstaltet; ein neuer Firniß ist über deine Wangen geschmiert, wie sich eine Köchin mit Bolus zum Carneval schminkt; das bretterne Schutzdach hat dein Haupt nicht behütet, ein Platzregen hat dir das Jesuskind aus den Armen gerissen, und ein Schuft von modernem Tischlermeister mußte dir ein neues machen. Wo hatte der Schurke die Frechheit her, daß ihm die Hand nicht erstarrte, als er die Bretter zusammenleimte? Nur in der Entzückung begeisterter Empfängniß lassen sich Götterbilder machen, wie Raphael seine Madonna schuf. Dann steigen sie hernieder, die göttlichen Gestalten, und wir hinauf, im Rausche der Liebe beflügelt. Die Leiter ist da, die wie ein Regenbogen Erde und Himmel verbindet, die Religion steht im siebenfachen Rosenlichte der Kunst.

Ich war heute in der Messe und machte Betrachtungen dieser Art, meine ketzerische Kritik der Heiligenbilder ließ mich keine Andacht finden. „Ein gottvolles Gemüth soll überall seinen Gott fühlen und haben!" Das hör' ich Sie sagen, wenn Sie dies lesen, Dina,

und Ihr Blick verdunkelt sich. Damit wäre aber auch der Fetischdienst gerechtfertigt. Wenn ich stumpf genug bin, den Stein aufzuheben vom Boden und zu sagen: „Stein, sei mir eine gnädige Gottheit!" — dann wäre ich auch religiös. Und ich bin es dann in der That, aber doch auf eine Art, daß Mephistopheles über den Wurm, der sich Mensch nennt, ein Gelächter aufschlägt. Ich will Alles thun, Alles denken, aber mich nicht vom Teufel auslachen lassen. Alles in der Welt! nur nicht die Schadenfreude des Bösen! Ich habe eine eigene Aversion dagegen; es ist eine Schwäche, die man schonen muß.

Blicken Sie nicht so scheu in mein armes Angesicht, Leopoldine! Ich bin nicht, was Sie böse nennen, Sie werden noch einen recht stillen Menschen an mir finden. Damit Sie das gleich merken, hören Sie mich weiter. Ich stand heut' in der Kirche und betrachtete mir die hölzernen Bilder, die einer betenden Menge genügten. Ich konnte nicht beten; ich kann nur zur Schönheit beten, auch für den Gott verlange ich ein Symbol in schöner Form. Nehmt dem Katho-

licismus seine schönen Hallen, seine Altardecken, sein Harfengelispel, seine Geigentöne und die Stimme der Chöre: nehmt ihm, was schön ist, so nehmt ihr ihm auch seine Wahrheit, denn ihr nehmt ihm was Irdisches und Göttliches vermittelt. Das Schöne ist die Brücke, die hinüberführt zur Wahrheit.

Bei alle dem wäre es ein Frevel gewesen, die Andacht derer, die neben mir knieten, in Zweifel zu ziehen. Ich stand und fühlte das so durch. Ein Schnauben und Prusten hinter mir stört mich. Ich sah mich um und blickte in das lachende Angesicht eines feisten Gentleman, der mit mir im Gasthause abgestiegen und ebenfalls die Kirche besuchte. Mit gespreizten Füßen stand er wie ein steriler Koloß zu Rhodus und guckte auf ein Marienbild, dessen Wunderthaten ihm der Lohnbediente, der ihn führte, zu erklären bemüht war. „Whim-wham, whim-wham-story!“ sagte der lange Mensch ganz laut und lachte dem erschrockenen Cicerone ins Angesicht, daß die Umstehenden sich scheu abwandten. Er verließ den Ort; die Blicke der gestörten Beter verfolgten die lange schwankende Gestalt des Mannes bis zur Thür.

Mir fällt die Geschichte des kleinen Nagelschmieds zu Hussinecz ein, die ich in Böhmen hörte. Die Geschichte ist Ihnen unbekannt, und so mögen Sie meine Erzählung als ein Zeugniß hinnehmen, daß ich ein solider Anhänger des Christenthums bin, nicht geradezu des katholischen, nicht geradezu des protestantischen, sondern desjenigen Christenthums, dem diese Spaltung des religiösen Lebens für die Vergangenheit als nothwendig, für unsere Gegenwart als eine hergebrachte Täuschung, für die Zukunft als eine Unwahrheit und ein Nichts erscheinen möchte.

Ich war — es sind fast zwei Jahre her — auf meinem Querzuge durch Böhmen in dem kleinen Neste, wo Johann Huß geboren wurde, spät Abends angekommen. Es gab in dem Dorfflecken keine Merkwürdigkeit zu betrachten, alles Raisonnement über Böhmens Vergangenheit und Gegenwart strich ich mir, wie mein eigener Censor, aus der Seele: also ließ ich mir von alten Weibern frommgläubige Curiosa erzählen. Hören Sie die eine, an die mich der lange Ketzer aus Alt-

England erinnerte. Sie ist ein Beitrag zur Geschichte der Restauration alter Bilder.

Der Nagelschmied der Mutter Gottes.

Am Abend vor dem Festtage von Mariä Reinigung platzte das hölzerne Muttergottesbild in der Kirche zu Hussinecz. Vom Wirbel des Hauptes bis über Hals und Brust hinunter klaffte das Antlitz der göttlichen Jungfrau zu zwei Hälften aus einander. Beide Stücke hingen rechts und links mit starren Splittern, die Entstellung des heiligen Angesichts war schrecklich anzuschauen. Der Sacristan schlug an seine Brust und lief zum Priester. Der Priester besah sich den Schaden bei Licht und schlug an seinen Kopf. Inzwischen war es noch Zeit zum Restauriren, die ganze Nacht lag noch bis zum festlichen Morgen vor. Allein vor wenigen Tagen erst hatte der Caplan die Hülle des einzigen Mannes zur Erde bestattet, welcher Tischler und Zimmermann des Dorfes zugleich gewesen, und dessen Hand für den kleinen Bedarf der Kirche genügte. Es gab an Ort und Stelle weiter kein großes Marien-

bild, die nahen Ortschaften brauchten zum Feste die ihrigen, man konnte sich keine Muttergottes in der Schnelligkeit borgen; es mußte zur Restauration des zertrümmerten Werkes geschritten werden. Aber mit kleinen Mitteln war hier nicht zu helfen; die Spalte, die durch das zähe Holzwerk lief, war zu groß, Stirn und Wangen, Kinn, Hals und Brust der Figur waren weit auseinandergeklafft, nur eine geübte Hand konnte das zersplitterte Antlitz wieder zusammenfügen.

Der Nagelschmied im Orte war der einzige Handwerkskundige, der dazu tauglich schien. Czeckow war war ein kleiner, verwachsener, boshaft witziger und verstockter Ketzer. Man bezüchtigte ihn des Abfalls vom Schooße der Mutterkirche. Er hatte sich lange Zeit in einem protestantischen Auslande herumgetrieben, und war, um alle Heiligung unbekümmert, blos seinem Handwerke nachgezogen. Heimgekehrt, um sein Erbe zu genießen, verschmähte er alle Gemeinschaft mit Andern, nur in der Schenke erschien er allabends und streute beim Glase Czernosecker seine ausländische Weisheit unter die Leute, sprach lustig und höhnisch von dem

schlechten Lebenswandel der Nonnen und Mönche, und brockte den Bauern seine Erklärung der Heiligengeschichten ein, die „stark nach Hussitenwein schmeckte", wie mein stockböhmisches, altes Weib sich vernehmen ließ. Sonst lebte er still für sich und krümmte Niemand ein Haar. Hatten ihn die Bauern auf den Rath des Priesters mit Gewalt in die Kirche geschleppt, so kauerte er sich wie ein kleiner Teufel auf den Stufen am Altar zusammen und lächelte halb dumm, halb witzig dem Priester ins Angesicht. Er machte nie Miene, sich vor dem Sanctus zu beugen, bis der Faustdruck des Nachbars ihn zwang, der Gewalt zu gehorchen, und dann lag er länger als nöthig mit dem Kopfe am Boden und blickte nur von Zeit zu Zeit verstohlen auf. Man wollte wissen, er sei der heimliche Sohn eines Priesters. Stieß man ihn in den Beichtstuhl, so flüsterte er dem Beichtiger lächelnd ins Ohr, wie sehr er glaube, sein Vater habe Recht daran gethan, ihn zu zeugen, und wie sehr ihn das sündhafte Gelüst quäle, wie ein Ketzer vom Kelche des Abendmahls zu trinken. Die Kirchenstrafen fruchteten nicht, er that Alles mit sterilem

Gleichmuth; man hätte ihn gern für blödsinnig gehalten, wäre seine Hand nicht so kunstgeübt, seine Zunge nicht so scharfschneidig gewesen. Er war sonst ein friedlich stiller Bürger, ließ Gott ein guten Mann, den Kaiser einen guten Kaiser sein, war thätig in seinem Gewerk, lebte allen Mitmenschen zu weltlichem Nutz und Frommen; nur auf die Heiligengeschichten hatte er eine specielle Malice. Als öffentlicher Verspötter des Schutzpatrons der Kirche hatte man ihn eine Zeit lang eingesperrt, bis er höherer Seits für aberwitzig, aber für unschädlich erklärt wurde. Als man ihn aus der Haft entließ, ging er wieder in die Schenke und sagte zu den Gevattern mit einem Zorne, der sonst an ihm nicht bemerkt war: „Ihr sollt es bereuen, einen stillen Menschen hart behandelt zu haben; ich wollte, alle Eure hölzernen Heiligenpuppen zerplatzten, und Ihr müßtet mich fußfällig bitten, sie Euch zusammenzunageln; ich wollte sie in Ketten schmieden, daß Ihr an den Nagelschmied denken solltet!"

Der kleine Hussitenketzer blieb excommunicirt, aber der prophetische Fluch sollte halb in Erfüllung gehen.

Man mußte den von der Kirchengnade Ausgeschlossenen bitten, das heilige Marienbild in aller Eile zu restauriren. Er saß eben an seiner Nadelbank und strickte ein Netz von Draht — denn er wußte nicht nur den Hammer zu schwingen, er war auch in allerlei künstlichen Arbeiten feinerer Art geübt, — als der Sacristan zu ihm in die Werkstatt trat und ihm die Verzeihung seiner Sünden verhieß, wenn er schnell zu Diensten wäre. Ein paar Kirchendiener standen in der Thür, um das Gesuch mit Kraft zu unterstützen, falls er sich nicht willig zeigte. Man wußte schon, daß der kleine Bösewicht nur mit Gewalt sich zum Kirchgange bewegen ließ.

Sich der Gewalt zu beugen, schien der lächelnde Mann gewohnt, nahm Hammer, Nägel, allerlei Werkzeug, und folgte geduldig; ein großes Halseisen, wie für Verbrecher geschmiedet, stak in dem Sack, den er über die Schulter hing. An der Kirche bekreuzigte ihn der Priester, um den Fluch der Kirche schnell von ihm zu thun; der Kleine ging und lächelte still. Als er aber beim Scheine der Nachtlaterne das zerspaltene

Muttergottesbild sah, konnte er seiner Zunge nicht mehr Gewalt anthun, und obwohl er die Knechte, die ihn geleitet, zu fürchten alle Ursach hatte, sagte er: „Eure Götter, Herr Pater, sind gar gebrechlich, gar hülfsbedürftig. Warum führt Ihr Hirten der Kirche, wenn Ihr beten wollt, Eure Heerde nicht hinaus ins Feld und schaut hinauf in den blauen Himmel? Der zerbricht Euch nicht, und Ihr könntet unter ihm weit eher denken, Ihr gucktet dem Herrgott ins große blaue Auge, als wenn Ihr die hölzernen und steinernen Puppen anstiert, die von Menschenhänden gemacht sind."

So ungefähr sprach der Nagelschmied. Die Kirchendiener murmelten mit dumpfer Stimme ein Paternoster, der Sacristan schlug an seine Brust, der Priester sprach: „O, Du arger Mensch, Naturdienst ist Heidendienst! Weil Gott ist Mensch geworden, stellen wir ihn sammt allen Heiligen hin in menschlicher Gestalt. Für Deine Seele will ich beten; möge Dich dereinst das ewige Feuer reinigen! Hier aber thue Dein weltliches Werk. Die Mutter Gottes mag uns und

ihren Getreuen nicht zürnen, daß wir ihr Bild von Deinen verfluchten Händen berühren lassen!"

So sprach der Priester salbungsvoll und ging; der Sacristan und die Diener leuchteten ihm voran durch die weite Halle der dunkeln Kirche.

Der Nagelschmied sah ihm trotzig nach, aber er lächelte nicht mehr; er stierte auf die Nachtleuchte hin, bis sie vor seinen Augen verschwand; es hatte ihn etwas angewandelt, das seine Zunge lähmte, seine Gedanken überschattete. War es der Ort, der auf ihn wirkte mit der ungewohnten Stille der dunkeln Nacht? Hatte ihn das Gefühl wie ein Schauer beschlichen, die Nacht des Lebens berge hier Geheimnisse der Wahrheit, die der helle Tag der Menschenwelt nicht kennt? und wie die Nacht, so das Gemüth, das weiter greift mit seiner dunkeln Ahnung, als der lichte tageshelle Verstand! Ja, wenn der Tag nur wäre mit seiner werkelustigen Rührigkeit, mit seinen klaren Augen, mit seiner Vergnüglichkeit am handgreiflichen Leben! Aber siehe, da kommt die Nacht und überschattet dich und alle deine Pläne, Werke, Thaten. Was so besonnen zurechtgesetzt, so

klug entworfen und vollendet schien, das wird verschlungen in Ein großes Dunkel, als löste sich alles in Schein und Trug; was dich so sicher und fertig gedünkt, zerschmilzt in Nichts, und dir erbleichen die rothfrischen Farben der Wange, weil dich die Furcht befällt, all dein bestimmtes Thun am Tageslicht des irdischen Lebens sei eitel Hauch, der über die Welle fliegt, sie kräuselt, aber den Grund der Tiefe nicht heraufwühlt an die ewige Sonne. So überwältigt das Gemüth den Verstand, wie die Nacht den Tag, und was uns irdische Nacht schien, wird erst dereinst ein Tag werden und zu Tage kommen. Und wie das Leben, so hat auch die Religion — jede Religion — hinter ihrem hellen Tage ihre dunkle Nacht. An den Thautropfen und den Violendüften dieser Nacht hat das Gemüth seine liebste Speise. Klüre der Verstand so viel er will am Tage und für den Tag des Erdendaseins auf; das Gemüth schleicht der verschwiegenen Nacht in die Arme und sucht sich stiller, dunkler und tiefer zu betten im Schooße des geheimnißvoll verschlossenen Lebens. Ein Mensch, der keine Nacht in sich erlebt hat, der nie

den duftigen Mantel eines großen Räthsels um seine Seele trug, der nie erzitterte, nie aufbebte vor etwas Unbegriffenem, das wie eine unsichtbare Hand über die Saiten seines Innern fuhr: der hat sich viel verscherzt von dem, was uns jenseits wie ein ewig heller Tag, eine ewig helle Freude begrüßen wird. Jede Religion hat ihren lichten Tag und ihre dunkle Sommernacht. Ergib Dich jenem, aber entziehe Dich dieser nicht, sonst wirst Du sie fürchten müssen. Es ist noch niemand gelungen, die Wirkungen der geheimnißvollen Nacht, in die uns das katholische Christenthum einweiht, fortzuläugnen. Und der Protestantismus, der mit der hellen Tagesseite der Religion so klug, so sicher und dreist zu verkehren glaubte, scheint im Pietismus der Jetztwelt das Versäumte nachzuholen und sich den nächtlichen Schauern der Gemüthswelt bis zur Schwelgerei hingeben zu wollen. Aber er hat gegen den Katholicismus den Nachtheil, daß er, einmal losgerissen vom eigentlichen Schooße einer mit allen seinen Sternenwundern fest beharrlichen Nachtwelt, und der Willkür der Deutelei, der Verirrung selbsteigenen Gelüstes preis-

gegeben, in Caricatur und fanatische Verzerrung ausartet. Der Protestantismus hat in seiner Abirrung einen Fanatismus beschränkter Gesinnung, (Hengstenberg's evangelische Kirchenzeitung) und eine Entartung sinnlicher Begierde (die Mucker in Königsberg) hervorgerufen, wie sie in den frühern Schwärmereien der katholischen Welt kaum in gleicher Raffinerie erlebt wurden. So sehr rächt sich die zurückgedrängte Nachtseite der Religion, deren ahnungsvolle Dämmerung der verstandeshelle Protestantismus entbehren zu können vermeinte!

Und mein kleiner skeptischer Nagelschmied in Hussinecz?

Der kleine böhmische Voltaire stand wie ein gekrümmter dürrer Zweig, der sich in der Frühlingsnacht vergebens bemüht, noch einmal frische Reiser zu treiben. Czeckow kannte keine Gespensterfurcht, aber er stand und sann, den Kopf zwischen den Schultern, den Rücken zum Genick hinaufgedrängt; die Figur des kleinen Nagelschmieds verkroch sich noch mehr in ihr krummes Gehäuse. Er fühlte sich in der nächtlichen Halle ver-

lassen. Die kühlen Gewölbe hatten ihre Schauer, die verhallenden Tritte klangen dumpf wie ein Stöhnen aus Gräbern, unter ihm die schlafenden Gebeine seliger Menschen, die der Wahn von Jahrhunderten geheiligt: — ein kleiner frommer Schauer wäre hier sehr unschuldig, schon physisch erklärbar gewesen; der Nagelschmied stand unbeweglich still. Ein dürrer Lichtstreif des Mondes fuhr langsam durch das grün- und rothbemalte Fenster und fiel zitternd wie ein matter Blitz vom Kreuzgewölbe des hohen Chors herunter und über den Altar fort auf das entstellte, zersplitterte Angesicht der Mutter Gottes. Da saß das Mondlicht still und beleuchtete mit zerweintem, thränenfeuchtem Auge das zertrümmerte Heiligenbild. „Nun ja, ich will dich zusammenflicken, alte Mutter Gottes" — sagte halb schüchtern der kleine Mann und rasselte mit dem Sack, der Nägel und Werkzeug barg. Aber erschrocken, als hätte er noch zu laut gefrevelt, drehte er sich rücklings, denn wie mit Geisterstimmen tönten seine Worte im weiten Schiff der Kirche wieder. „Das nichtsnutzige Echo in dem morschen Leichenhause!" murrte der Na-

gelschmied und warf Hammer und Zange zu Boden, daß ein klirrender Ton durch die lange Kirche lief, als wenn die Altarleuchter und die zinnernen Schilder der Gräber bebten. Der krumme Mann schüttelte sich, daß er wie ein Knäuel zusammenfuhr. „Verdammt kalt in dem Steingewölbe!" sagte Czeckow, „und der modrige Trödel thut auch, als müßt' er noch mitreden wie ein Lebendiger!" — Der Mond verkroch sich still mit seinem Scheine. — „Gebt mir doch Licht her, Licht!" schrie er laut, „was soll ich hier im Finstern zusammennageln?"

Der Sacristan kam mit der Laterne noch immer nicht zurück. Des Schreiens müde, setzte sich Czeckow auf seinen Sack und versank in Todtenstille.

Den Sacristan hatte wider Willen ein Geschäft irdischer Nothwendigkeit gefesselt; Angst und Schreck über das zertrümmerte Bild und über den Ketzer von Restaurator waren in sein altes Blut gefahren. Endlich kam er mit der Laterne und den beiden Dienern, die Leitern und allerlei Holzwerk trugen, um für den

kleinen Schmied ein Gerüst zu fertigen, das ihn hinaufhob bis zum Angesicht der hohen Figur.

Czeckow saß auf seinem Sack und schlief. Mitten in den Schauern einer romantisch-katholischen Kirchennacht schien den kleinen böhmischen Voltaire die Langeweile mit magischer Gewalt ergriffen zu haben. Der Sacristan beleuchtete sein steifes Angesicht. Er sah blaß und verwandelt aus; die schmale Nase hing, wie von Wachs gedreht, über der spöttisch verzogenen Lippe, die kecke Stirn und die spitzen Backenknochen warfen ihre Schatten auf die hohlen Wangen des verstockten Schläfers. „Mögen ihm die Heiligen im Traume erscheinen und sein heidnisches Herz umwandeln!" sagte der fromme Sacristan und schlug über das Haupt des Ketzers ein dreifaches Kreuz. Die Kirchendiener rüttelten den Mann an der Schulter, damit er sich ans Werk begebe. Czeckow fuhr auf aus dem betäubenden Schlafe. „Habt Ihr endlich Licht gebracht?" fragte er, „Ihr ließet mich ja in einer narkotischen Finsterniß. Pfui über Euer Grabeshaus, es riecht nach Moder und eklem Räucherdunst. Hätt' ich den Ausgang gefunden,

ich wäre längst davon gelaufen. Dann mochtet ihr Euch Euer Bild selbst zusammenpferchen, daß morgen am Reinigungsfeste die Bauern sich entsetzen vor dem Anblicke der zerschlagenen und geflickten Majestät. Aber ich sage Euch, was ich Euch zusammennagele, wird Euch auch nicht gefallen, Ihr Narren!"

Die Diener drohten und ergriffen ihn am Nacken. Czeckow lächelte mit seinem stieren Auge, wie er immer that, wenn er der Gewalt sich beugte, und ließ sich willig vor die Bildsäule führen. Der Sacristan zündete die Kerzen des nächsten Kronleuchters an, während der Nagelschmied mit Hülfe der beiden Andern das Gerüst erstieg, um sein Restaurationswerk zu beginnen. Er sägte die beiden Oberhälften der Figur mit geschickter Hand ab, um sie von neuem in einander zu fügen. Das zerspaltene Haupt rückte er wieder zusammen und legte um die Krone einen feinen Drahtring, der den Scheitel zusammenhielt. Durch den hölzernen Busen bohrte er rechts und links seine Nägel behutsam und fein, damit das alte zähe Holz nicht von neuem zersprang. Die Fetzen des alten Prachtgewandes, das

bei der Spaltung des Leibes mit zerrissen war, streifte er von den Gliedern ab und bekleidete sie mit dem neuen, das zum Schmucke des Festes verfertigt war. Während er dies alles ausführte, sang er mit seiner heiser schnurrenden Stimme ein Lied, das wie ein heidnisches Spottlied klang. Der Sacristan rief laut sein Paternoster dazwischen und die Diener nahmen dann und wann in zorniger Frömmigkeit eine Stange zur Hand und schlugen damit auf den krummen Rücken des argen Ketzers. „Steigt nicht zu mir herauf, ihr Wetterkerle, sonst stoß' ich Euch den Hammer vors Gehirn!" sagte Czeckow, vor Schmerz aufschreiend, „seid ruhig, ich bin mit Eurer Heiligen gleich fertig."

Dann arbeitete er wieder fleißig fort, sein hämisches Lachen, das er von Zeit zu Zeit hervorstieß, hörte sich an wie das Gewinsel eines verworrenen Wahnsinns.

„Jetzt bin ich zu Ende!" sagte er, „seht her! ist das Werk gelungen?" Er nahm die Kerze, die im Gefüge der Mauer saß, und beleuchtete Gesicht und Oberleib der hölzernen Figur. Die zertrümmerten Stücke waren in der That sehr geschickt wieder an ein-

ander gereiht, die Ritzen des Antlitzes mit einem feinen weißen Kitt überkleidet, über der Brust saß das neue Gewand, den Hals bedeckte eine neue saubere Spitzenkrause.

„Gelobt sei Gott!" sagte der Sacristan, „das Marienbild ist für die morgende Feier würdig zubereitet. Die Heiligen haben wider Deinen Willen Deine Hand gesegnet, Czeckow."

„So laßt uns schlafen gehen, es ist Alles in Ordnung," sprach Czeckow und verzerrte krampfhaft seine Lippen, um den Reiz, den er zu tückischem Spott und Hohn empfand, zu unterdrücken. „Brecht das Gerüst ab und laßt die Mutter Gottes bis morgen früh in Ruh'!"

Er war im Begriffe, die hohe Leiter hinabzusteigen, doch hielt er auf der dritten Sprosse inne. „Noch ein paar Hammerschläge dort unten am Arme! Wartet! damit uns die Figur für alle Zeit zusammenhält!" So sagte er flüchtig hingeworfen und stieg nochmals hinauf. Er raschelte in seinem Eisensacke; — ein paar gellende Hammerschläge, die er zum Halt der Bild-

säule, wie es schien am Halse derselben, für nöthig hielt: — und dann war sein Werk geschehen. Die Kerze, die das Antlitz der Figur beleuchtete, hatte er schon vorher gelöscht. Diese nachträgliche Bemühung des Nagelschmieds war den Andern nicht aufgefallen.

„Ich bin fertig, leuchtet mir nach Hause!" sagte Czeckow, als er unten stand und den Sack über die Schulter warf.

„Mögen die Heiligen um dieses Werks willen Deiner Seele gnädig sein!" sprach der fromme Sacristan. Czeckow schlug ein Gelächter auf, daß die weite Halle zu beben schien. Da tönte die zwölfte Stunde der Nacht, und vor den dumpfen Glockenschlägen, die durch die Kirche schwirrten, verstummte plötzlich der freche Gesell. „Ist das mein Echo?" sagte er zitternd, „müssen Glockenschläge der Wiederhall sein, wenn man an heiliger Stätte lacht, an den Heiligen frevelt?"

Czeckow sank zu Boden, die kleine Figur des Mannes lag in sich selbst zusammengekrümmt.

Dem Sacristan lief ein Grausen durch Mark und Bein. „Will der Herr mit ihm ins Gericht gehen?"

sprach er leise und stand eine Weile vom Schreck gebannt. Er rüttelte den Nagelschmied, die Diener hoben ihn auf. Ein Lichtstrahl der Nachtlaterne fiel in sein Angesicht: das alte Lächeln stand wie ein stierer Wahnsinn auf seinen verwachsenen Zügen. „Ich bin recht müde," sagte er, „führt mich nach Hause, ich nagle Euch nie wieder ein Heiligenbild zusammen."

Ganz im Dunkel darüber, was mit dem Manne vorgegangen, geleiteten die erschrockenen Männer den Nagelschmied in seine Wohnung. Er schien noch der Alte, denn es war keine Weihe über sein sündhaftes Herz gekommen; und doch schien er schrecklich verwandelt.

„Holt mich morgen ab," sagte er fast sinn- und bewußtlos, „ich muß doch mein restaurirtes Bildwerk sehen. Holt mich morgen früh zur Kirche, hört Ihr wohl? Ihr thut vielleicht ein gutes Werk an mir."

Er hatte sich erholt, und man verließ ihn an der Schwelle seines Hauses. Der Sacristan und die Seinigen gingen. „Wir führen ihn morgen in die Kirche," sagte der fromme Mann, „die Mutter Gottes, scheint es, will ihn wider seinen Willen erleuchten, denn eine

andere Sprache, als seine eigene tönte so eben aus seinem Munde."

Am andern Morgen ganz in der Frühe stand der Mann vor des Nagelschmieds Wohnung und klopfte stark ans Fensterkreuz. Der Kleine erschien, gebückt und gekrümmt, mit erloschenen Augen, matt und bleich wie der Tod.

„Die heilige Jungfrau ruft! Wir feiern Mariä Reinigung!"

Czeckow zitterte und sprach: „Ich habe die ganze Nacht gebetet und gerungen, aber mein Herz ist unfruchtbar an guten Gedanken, mein Auge trocken und leer geblieben an frommen Thränen; wie darf ich Unreiner vor die Reine hintreten!"

„Du bist nicht ganz mehr so gottlos wie sonst," sagte der Sacristan, „schon daß Du mich nicht verhöhnst, da ich Dich rufe zur Kirche, ist ein Zeichen zur halben Umkehr. Auf, auf! wer weiß, was Dir beschieden ist, wenn Du an heiliger Stätte inbrünstig betest. Auf! die Mutter Gottes ruft!"

Czeckow folgte gebückt, wie ein winselnd Hündchen,

das halb aus Furcht, halb willenlos gehorcht. Der Sacristan, in der Würde des Bewußtseins, die Kirche triumphire wie immer so auch hier über alles sündhafte Menschenleben, schritt ihm feierlich voran. Als sie an der Kirchthür anlangten, schob er den kleinen Nagelschmied rasch hinein in das Gewühl der Menge, die sich nach dem Allerheiligsten drängte. Dicht neben dem Altar stand in der Nische das große hölzerne Muttergottesbild, vor dem ein Jeder sein Knie und sein Herz zu beugen sich gedrungen fühlte.

Czeckow führte der Strom der Menge vor sein restaurirtes Bild. Alles um ihn her lag knieend im Gebete; er stand und stierte vor sich hin, als besänn' er sich auf geschehene Dinge. Die Gruppen wechselten neben ihm; er stand und sann. Die Blicke der betenden Schaar, die sich in frommer Demuth nur bis zu den Füßen der heiligen Mutter zu erheben wagten, mußten gleichwohl auf Czeckow fallen. „Ich habe den Leuten ihre Himmelskönigin ausgebessert, und doch ist mir, als hätt' ich ein Verbrechen begangen!" sagte Czeckow laut und vernehmlich. Alles fuhr von ihm

zurück. „Der Ketzer, der Nagelschmied!" flüsterte es in der Menge. „Heiliger Gott! ich habe sie in Eisen geschmiedet. Seht, seht, das eiserne Halsband, das die Mutter Gottes trägt!"

Er wies mit beiden Händen nach dem Antlitz. Die Morgensonne warf ihren ersten Strahl durchs bunte Fenster auf das Haupt der Benedeiten. Noch hatte Dämmerung die Halle bedeckt, jetzt leuchtete es rings in hellem Glanze. Die betende Menge starrte hinauf. Ein fürchterlicher Schmuck hing am Halse der Figur, ein Werkzeug für Verworfene, das nur teuflischer Hohn hier angebracht haben konnte. Ein Wehe! lief durch die Kirche, ein hundertstimmiges Gemurre folgte der lähmenden Stille, in welcher der Athem stockte.

„Ach! ach! wie sie zornig blickt!" schrie Czeckow entsetzt. „Ihr Auge rollt, das hölzerne Bild wird lebendig, — auch Bilder können leben — und tödten! auch in Bildern lebt ein Gott!"

Er stürzte todt zu Boden. Die fromme Menge wogte bestürzt durch einander, bis sich Alles im Gebete,

in der Furcht und in der gläubigen Zuversicht zu einer allwaltenden, allgegenwärtigen Gottheit wiederfand.

2.

Heiligenstadt, den 14. Mai.

Sie müssen mich einen Thoren schelten, Leopoldine, daß ich Ihnen von Thüringen aus eine böhmische Geschichte erzählte. Säß' ich in Böhmen, schrieb ich Ihnen vielleicht eine thüringische Sage auf. Es geht Manchem so, meine Freundin. Ich kenne einen, der sich bei der Nachtlampe seines norddeutschen Studirzimmers immerfort nach Italien sehnte, und im Duftgebüsche der südlichen Orangen das stille Plätzchen seiner traulichen Winterabende aus voller Seele zurückwünschte. Einen Anderen kenne ich, der im wunderbaren Doppelschimmer Ihrer Augen vom Glück der süßesten Gegenwart überwältigt, sich aus der Nähe Ihres Daseins gern fortraisonnirt in die weite Welt, und wenn ein Länderstreif mit Bergen und Wäldern

sich zwischen ihm und Ihnen dehnt, den stillen Glanz Ihrer Stirn, den milden Hauch Ihrer Lippen bis tief in sein Herz in engster, traulichster Gegenwart empfindet. Es gibt somnambüle Menschen; man soll sie nicht wecken. Es gibt auch somnambüle Länder; es ist dafür gesorgt, daß sie nicht aufgeschrieen werden. Ein großes Einlullungssystem verzweigt sich durch die Welt; wir haben noch unsere kleinen lichten Momente, da lachen wir einmal auf, wenn wir unsern Zustand nicht mehr beweinen mögen; dann sinken uns wieder die Augenlieder zu, und der Weltgeist streut seinen Mohn über unser schwerbeladenes Haupt. Wenn ich aufblinzle: seh' ich die französischen Prinzen an den Höfen von Berlin und Wien herumvoltigiren. Das ist auch eine Art Nachtwandelei; kein Mensch ruft den andern beim Namen, und der Friedenscalculator Louis Philipp weiß Tag und Nacht seine Mohnbüchse zu schütteln. Es thut weiter nichts; wir wissen doch hinlänglich, daß einzelne Menschen keine Weltgeschichte mehr machen, sondern Völker. — Aber wissen Sie, was meine wichtigste Entdeckung bis jetzt auf der ganzen Reise war?

Das Umsichgreifen des Biertrinkens nach altbaierscher Art. — —

Bisher hatte nur Baiern die Eigenschaft des Biertrinkens; aber prädisponirte Biermenschen gab es vom Anbeginn der Schöpfung. Prometheus hatte schon viele Menschen geschaffen vermittelst Lehm und Phosphorflammen vom heiligen lichten Himmel; jede Figur, die er gemacht, war nach Verhältniß der Zuthat und Mischung Prototyp eines Völkerstammes. Schon ging er an den letzten Erdenkloß, um auch dessen schwere Masse mit Aether zu beleben: da sah es unser Herr im Himmel. Er schlug den Menschenbildner auf die Finger und der Erschrockene ließ die Phosphorflamme fallen. Der letzte Erdenkloß hatte zu wenig vom belebenden Feuer bekommen; dieser letzte Erdenkloß mußte ein Biertrinker werden. Die andern hüpften und tanzten fort, sie hatten Aether genug im Leibe; schwerwandelnd aber ging der letzte Mensch einher, trübselig, vierschrötig, finster, geistesgrob, lebensfaul. Die Aetheressenz hatte bei ihm nur so eben hingereicht, seine Lehmmasse in Fleisch umzusetzen. Der Schöpfer aber blickte

auf sein Werk und sahe, daß es gut war. Es ist gut, sagte der Schöpfer, daß nicht alle hüpfen und tanzen, es ist gut, daß einer solide ist und an seiner Schwere den Andern ein Exempel abgibt. Er wird mir dereinst in bösen Zeiten, wo das Geschlecht mit Fittichen der Freiheit aufrauscht, mein lieber Sohn sein, der an der Scholle des Herkommens haftet. Er wird das Stillsitzen lieben, wenn alle Andern sich die Füße verspringen. Er wird an der Materie kleben, wenn Alles sich lächerlich in die Luft versteigt. Er wird sich in Zeiten der Aufklärung eher dem Mönchthume, als liberalen Schwindeleien ergeben, und wenn die ganze Welt dem Fatamorgana-Traum einer trügerischen Freiheitsgöttin nachläuft, wenn alles die rothe Mütze schwingt, wie vom Weingeist aufgeregt, wird mein lieber Sohn ruhig sein und Bier trinken. Nicht die Bocksprünge seiner Zeit wird er lieben, nur seinen Bock; die Ideen von Freiheit und Gleichheit werden ihm nichts sein, es wird ihm alles gleich sein, ist nur sein Bock gut. —

So sprach der Schöpfer und so ward der letzte Mensch, und der letzte Mensch war der erste Bierbaier.

Man kannte den Namen noch nicht, aber der Sache nach war dieses Menschenelement schon am Schöpfungstage vorhanden; die Mythe personificirt, was der Wahrheit nach nur als Element sich findet.

Den Ursprung des Menschengeschlechts suchen wir in Asien. Wollt ihr der Geschichte des ersten Biermenschen und den Schicksalen seiner ersten Kinder und Kindeskinder in Asien nachforschen, so nehmt die chinesischen Geschichtsbücher zur Hand und betrachtet die in sich versteifte und verdumpfte Pagode. In dieser massenhaft in sich gedrückten, selig verfleischten Pagodenfigur seht ihr einen asiatischen Biertrinker; ihm fehlt nur der Bock. Und die würdigen Spätnachkommen jenes letztgebornen Prometheusmenschen findet ihr in münchner Bockkellern. Steigt hinunter, ich bitt' euch: seht dort jene Bierpagoden hinter den Deckelgläsern verschanzt, jene still gewölbten, furchtbar ruhigen Menschen mit kirschbraunen Wangen und halbverwachsenen Augen. Das sind die jüngsten Kinder des prometheischen Fehltritts. Es sind die berühmten „Protzen" von München, oder auch, nach Maßgabe ihres innern Ge-

haltes, Zehn=, Zwölf=, Fünfundzwanzig=Mäßer genannt, wie man im Artillerieweſen von Zehn=, Zwölf= und Fünfundzwanzig=Pfündern zu ſprechen pflegt. Ich mag die Genealogie durch die Reihe der Jahrhunderte nicht durchführen aber ich ſage euch, es läuft durch die Weltgeſchichte ein bierdicker Faden, der nie abriß. Zu allen Zeiten hat es bierbaierſche Elemente gegeben mit und ohne Bock, es ſind die bleiernen Elemente jeder Zeit. Und wenn die europäiſchen Generationen, ſchnellkräftig, raſch= und lebensbeweglich, bisher der Geſchichte Flügel gaben: ſiehe! es iſt die Zeit gekommen, wo alles wird Bier trinken nach altbaierſcher Art. Der Weltgeiſt iſt matt geworden an Thatkraft, erlahmt in ſeiner Productionsluſt, der Zeitgeiſt geht zu Biere. Da ſitzt er ſich feſt und ſteif und verwächſt mit allen ſeinen Ideen zu einer ruhig dämmernden Maſſe. Kein junger Moſelwein jagt ihm ſein friſches Leben in die Adern, kein Champagner ſchäumt durch ſein Herz mit ſüßen Träumen, kein Rheinwein läßt ihn glühen für einen großen ſtarken Gedanken. Und der Biergeiſt hat auch ſeine Reize. Ein Bier, das die

Zwanzig-Mäßer „söffig" nennen, ist lieblich, einschmeichelnd weich, es glänzt wie dunkles Gold, es perlt mit hundert Augen, es fließt leicht und mild. Der tiefe Keller duftet mit seinem kühlen Athem dir aus dem Tranke entgegen, die Kellnerin eilt geschäftig, Krug für Krug, immer einzeln, Stiege ab und auf; wie ein Blumentopf steht das Glas im blechernen Untersatz vor dir, die zinnernen Deckel klappern, ein Bienengesumme schwirrt durch Kopf und Herz, und du versinkst in schwülen Traum. Der Wein jagt dich über dich selbst hinweg, er beflügelt deine Gedanken mit Centrifugalkraft. Das Bier regt deine Lebensgeister nur insoweit auf, um sich ihrer desto sicherer zu bemächtigen, es drückt dich mit allen deinen Hoffnungen und Planen dumpf zusammen, die centripedale Gewalt der Schwere herrscht im Geist des Bieres.

Ach, ach! daß ich das weiß und doch hier sitze und mit dem Deckel klappere. Der Kellner kommt; das Seidel schäumt. Gute Nacht, Leopoldine! Gute Nacht, kecke Verwegenheit, das Leben zu erobern, das Glück

zu gewinnen, ich lasse alles über mich geschehen, ich trinke bairisch Bier.

Aber ich schwärme und fasele nicht, ich sehe klar und bestimmt. Es mußte so erfüllt werden im Laufe der Zeiten. Nur ein Zeitalter, das Bier trinkt, versumpft in trägem Frieden. Mit Bierhefen füttern die Deutschen Geist und Herz. Ich habe fast überall bairisch Bier gefunden. Aus Leipzig allein geht jährlich die Summe von mindestens 100,000 Thalern für Bier nach Baireuth und Nürnberg. Am Rhein, denken Sie! auch am Rhein, in Ihrer Heimath, Leopoldine, fängt man an, Bier zu trinken. Jemand, der so eben von Paris kommt, versichert mir, es würde dort eine Brauerei nach der andern errichtet, denn das Gelüst zum baierschen Nationaltrank greife zum Erstaunen jedes Fremden in reißender Steigerung um sich. Louis Philipp thut wohl, diese Richtung des Geschmacks zu begünstigen. Ein Volk, das sich plötzlich dem Biertrinken ergiebt, muß erlahmen an aller Schnellkraft des Witzes, an aller Fähigkeit, in drei Tagen aufzuerstehen von der Gruft des Todes. Und was soll aus der hei-

tern Luft der Rheinländer werden? Was aus der graziösen Geschmeidigkeit des sächsischen Volkscharakters? Und gar die Franzosen — Bier! Wenn Alles zu Biere geht, wenn uns alle derselbe einschläfernde Mohngeist bewältigt, dann gute Nacht, Licht, Sonne, Sternenwelt! „Euch klag' ich nicht an, ihr himmlischen Elemente, euch nicht: ihr habt ja keine Kinder!" Der Menschengeist aber ist anklagenswerth, denn er soll Kinder gebären; die Zukunft ist das Kind der Gegenwart. Ich bin kein Materialist, aber ich halte es für höchst wichtig, mit welchem Stoffe sich eure Seele vermählt, wenn ihr geistig zeugen wollt. Zu Riesen werden deine Gedanken, wenn du Burgunder trinkst, zu Fröschen und Kröten, wenn du vom Grüneberger nippst. Einen Atlas zeugst du mit Ungarwein; einen Simson, der blind aber muskelstark die Säulen umklammert, wenn der Tokayer wie heißes Oel durch deine Adern strömt. Wenn du Sicilianer schlürfst, läuft ein tobender Schmerz wie eine Beethoven'sche Fuge oder ein Byronscher Gedanke durch deine Seele und schießt mit Raquetengewalt seine Feuergarben gen Himmel. Trinkst du jun-

gen Moselwein, so springen hundert Knaben, Genien der Heiterkeit, aus deinem Gehirn; stürze Champagner, und ein schäumender Regenbogen steigt aus deiner Seele himmelan, und tausend Mädchenköpfe lachen dir aus den Wolken entgegen. Aber ach, ach! von Bierstoffen bewältigt, wird dein Geist nichts als dumme Bauerjungen von Gedanken erzeugen.

Baiern, Baiern, du wirst welthistorisch. Nicht durch deine Tempel und Säulenhallen, nicht durch deine königlichen Inschriften, nicht durch die Organisation Griechenlands — das ist alles sehr leicht, sehr heiter — nein, durch dein Bier, dein Bier ist schwerer Ernst. Gute Nacht, Welt, arge Welt! der Knabe Baier fängt an mir fürchterlich zu werden.

3.

Heiligenstadt, den 14. Mai Abends.

Ueber Heiligenstadt, meine Freundin, habe ich Ihnen nun genug gesagt. Eigentlich habe ich Ihnen nichts

gesagt von Heiligenstadt, aber nichts ist hier gerade genug. Ich promenirte heut an den Ufern der Geislede. Die Geislede ist ein Flüßchen, das in die Leine fällt und einen Katarakt bildet, der hier herum für einen Katarakt gilt. Ich ging und wollte an den Wassern der Geislede sitzen und zurückdenken an die Zeiten und Stellen, wo sich der kleine Strom meines Lebens zwischen Felsen brach und doch nicht gehemmt wurde, nur schäumte. Ich sage, ich ging und wollte meinen Gedanken nachhängen; man wiegt sie so gern im Blättergeräusch, im Mühlengesurre. Allein im seichten Gezische der kleinen geschwätzigen Geislede vernahm ich nur den Schnack der Gevattern, die sich über ein armes Menschenleben lustig machen; ich floh den Wasserfall, den man die Scheuche nennt. Die Leute haben Recht, daß sie nichts Anziehendes in ihrem Katarakt finden, die Benennung Scheuche läßt auf Bescheidenheit schließen. Man ist nicht überall so bescheiden auf der Welt. Am allerwenigsten in dem erfinderischen Berlin. Dort hört man von Bergen, von Schöneberg; allein man muß dort die Schönheit und den Berg wie Stecknadeln

suchen. Auch in Leipzig führt ein forcirter Lohnbediente die Fremden an eine Stelle auf der Promenade, wo zwischen sechs Steinen sich ein wässeriges Etwas geltend macht. „Hier ist der Wasserfall!“ sagt der Gute; aber er irrt sich, es ist nur eine Parodie davon. So spricht man in beiden Städten auch von Gegenden, allein man irrt sich in der Benennung, man sollte blos die weiten Plätze zeigen, wo Gegenden sein könnten; ein Wald, ein Busch macht noch keine Gegend. Aber der Wasserfall der Geislede bei Heiligenstadt ist wirklich ein Wasserfall; nur daß er Scheuche heißen muß, ist schmerzlich. Sie denken, ich fasele, Leopoldine. Ach Gott, mein Fräulein, ich bin ein Deutscher, der in Deutschland auf Reisen geht, und da er über die großen Scheuchen nicht reden kann, an dieser und jener kleinen Scheuche sein Müthchen kühlt. Sein Sie milde, strenges Herz!

Im Grunde sitz' ich hier nur um deswillen so lange, um auf den bisher zurückgelegten Weg zurückzublicken und an Sie zu schreiben. Ich bin durch Thüringen gezogen, jetzt nun zum fünften Male in

meinem Leben. Um Ihnen Thüringen gut zu schildern, müßte ich noch sein, was ich war, als ich es zum ersten Male betrat, ein Kind. Thüringen ist eine träumerische Idylle. Es ist ein Land, das kein Staat geworden ist, sondern viele kleine Staaten bildet. Ein Land, das kein Staat ist, hat keine moderne Wirklichkeit, weil es kein ganzer Staat ist. Preußen, Sachsen, Baiern, diese Länder haben individuelle staatische Physiognomien, Deutschland nicht, der Bund hat nicht die Functionen, die früher der Kaiser übte, und welche auch ihm schon aus der Hand gefallen waren. Es kommt darauf an, wer das auf den Boden Gefallene von einer andern Seite und mit einer zeitgemäßen Handbewegung wieder aufnimmt, es kommt darauf an, ob Preußen Deutschland langsam zu einem Staate macht, wozu, meines harmlosen Dafürhaltens, mit dem Zollverbande ein Anfang geschehen ist. Thüringen, ein Complex kleiner gemüthlicher Staaten, war einmal vor vielen hundert Jahren ein Staat, ein großes Königreich, es reichte bis an Böhmen und Sachsen, beinahe bis an die Donau und den Rhein. Das steht wie eine längst-

verklungene Sage in aschgrauen Büchern der Vorzeit. Seitdem brachte es Thüringen nicht wieder zu einer Gestalt, zu einer Person. Der Haus- und Gartenscholle des romantisch behäbigen Familienlebens hingegeben, entstanden in ihm in aller Gemüthlichkeit die vielen kleinen Fürstensitze des ältern erlauchten Sachsenstammes, während der jüngere Herrscherzweig Theil nahm an geschichtlicher Bewegung und so den erstgeborenen Bruder überflügelte. Die Hinneigung zu idyllischem Familienglück hat Thüringen zu dem gemacht, was es ist. Man treibt Ackerbau und Viehzucht, jagt in den romantischen Wäldern, heirathet und läßt sich heirathen, erzieht die Kinder zum Hausbedarf, hat einige schlechte Chausseen, aber viele gute Bürgerschulen, Blindenanstalten und sogar eine Universität, wo Fichte einmal nicht lesen durfte, Schelling und Hegel aber ihre Privatdocentschaft überstanden, jenen Musensitz, an welchem sich Schiller ein deutsches Nationalpublicum erziehen wollte, in welchem gegenwärtig aber mehr Bier als Philosophie genossen wird. Als ich durch die Philosophenhalle ging, roch es sehr stark nach

Bier; ich weiß nicht, ich suchte Herrn Bachmann, traf ihn aber nicht, er hatte die Stoa so eben verlassen.

Ein Land, das kein großer Staat ist, kann es auch nicht zu einer Stadt bringen; Thüringen hat keine einzige Stadt, wohl aber eine Menge freundlicher Städtchen, wo man des Lebens modernsten Unverstand mit gemüthlicher Ruhe vergißt, nichts von Bewegungen der großen Welt weiß, sich nicht um Eisenbahnen und Dampfideen bekümmert. Thüringen ist ein Land, wo auch die gewöhnlichen Zeitungen nur von ungewöhnlichen Menschen gelesen werden. Nur in wirklichen Städten, in denen sich centrale Puncte für Verkehr und Geselligkeit gestalten, findet man einen Zusammenhang mit den großen Richtungen der Industrie dieser Zeit. Nur durch Anschmiegen und Unterordnen unter größere Zwecke können kleine Staaten sich getragen fühlen und mit dem Sinne des Jahrhunderts in Conner bleiben; die eigenen Bedürfnisse Thüringens reichen nicht sehr weit. Und da die Politik des Friedens nichts anders zu werden Miene macht, als Protectrice der industriellen Zeitbestrebungen zu sein, so ist eine einzige Stadt, wie

Frankfurt, Leipzig, um nicht Hamburg zu nennen, auch politisch für wichtiger zu erachten, als eine ganze Reihe kleiner Staaten mit vielen Fürstensitzen und ihrer ganzen gemüthlich schönen Behäbigkeit in Haus und Hof. So im Frieden. Und was kriegerische Constellationen betrifft, so gewährt Thüringen auf der Landcharte ein eigenthümliches Bild, wenn man sieht, wie in diese romantische Landschaft stiller Befriedigung eine lange preußische Erdzunge mit Erfurts Bastionen tief hereinragt. An der Stirn der alten Cyriacsburg steht als Losungswort die Inschrift: Laßt Euch schützen! Mit dem Petersberge hat Preußen mindestens einen eben so guten Petrusschlüssel zu Thüringen, als der Papst einen hat zum Himmel. Weiter oben im Gebirge liegen noch zwei preußische Länderstückchen; in dem einen hat Preußen eine Gewehrfabrik. Die erfurter, mit Kanonen gespickte Erdzunge hängt ins thüringer Land herein, wie ein Arm mit gekrümmtem Ellnbogen; Suhl mit der Gewehrfabrik liegt da wie ein hingeworfener eiserner Handschuh. So ernst ist's aber gar nicht gemeint, der kriegerische preußische Arm ist nur ein

scherzhaftes Manöver, wenn man den soliden Ernst der durch den Zollverband realisirten geistigen Umarmung bedenkt.

Alles andere an Thüringen ist eine ländliche Idylle. Um die Glückseligkeit dieses kleinstädtischen Eldorado noch zu feiern, müßt' ich ein Kind sein wie Bechstein, der noch denkt, die Leute folgen ihm, wenn er einer wilden Biene in die Berge nachläuft, um aus ihrem Gesumme eine alte thüringische Volkssage herauszuhören. Autoren dieser Art sind recht dazu gemacht, das erwachende Bewußtsein einer Zeit wieder einzuschläfern. So wie die Moden der Hauptstadt in den Provinzen nur spät und langsam Eingang finden, so geht es auch mit den Ideen, die sich an den Centralpuncten des geistigen Lebens erzeugen. Den Vendeern stieß die Revolution noch nach Jahrzehenden auf, nachdem die Welt sie schon längst verdaut und überwunden hatte. Die Welt fährt auf Eisenbahnen und Bechstein erzählt eine armselige Feengeschichte vom Hautsee. Er reist den Rhein hinunter, er reist nach Paris, und wird seine provinciellen Fadaisen nicht los.

Jetzt will ich meinen Reiseweg in Gedanken wiederholen. Ich kam von Leipzig nach Weißenfels. Die edle Fanny Tarnow, die von den Stürmen eines vielbewegten Lebens hier in tiefer Stille ausruht, hatte den Ort vor kurzem auf wenige Tage verlassen; es sollte mir nicht gegönnt sein, sie zu finden. Andere Zwecke für längern Aufenthalt ließen sich hier nicht auftreiben. Den Schützenplatz, wo Müllner Schach spielte und hölzerne Vögel schoß, oder gar das Haus betreten, wo der leucopeträische Apollo allnächtlich bis in den stillen Morgen hinein seine Hunderte von Recensionen über sich selber für alle deutschen Blätter schrieb, lag meinem Reiseplan fern, der auf nichts anderes ging, als Deutschlands Miseren zu vergessen und die Oasen in der Welt meines Vaterlandes aufzusuchen. Bei alle dem blieb mir noch eine Stunde Zeit für Weißenfels. Ich ging ins Rathshaus; an der Wand dort, sagte man mir, klebt Gustav Adolph's Blut. Der Leichnam des großen Königs wurde hier nach der lützener Schlacht secirt. Ein hölzerner Schieber bedeckt die Tropfen des theuern Blutes, das hier noch einmal

floß. Darüber hängt sein Bildniß und eine Denkschrift unter Glas. Es ist immer ein bewegender Moment, wenn unser Fuß die Spuren berührt, wo das Schicksal einem seiner erklärten Günstlinge Stillstand gebot. Mit seinen Lieblingen treibt das Geschick am liebsten sein Spiel. Ein großer welthistorischer Gedanke fällt wie ein Stern vom Himmel in ihre tiefste Seele, aber der große Gedanke wird in der Illusion der entzückten Sinne zu einem Phantom, das Unerhörtes, Unfaßbares in sich schließt. So liegt in jedem Helden der Geschichte der Keim des Todes; schon sein Blüthenleben birgt den Wurm, der es früh benagt. Gustav Adolph's Gedanken gingen, bewußt oder unbewußt, auf ein protestantisches deutsches Kaiserthum. Diesen in ihm dämmernden Gedanken zum lichten Tage zu verwandeln, war noch kein Zeitalter groß genug; das zu Große wird immer zum Phantom.

„Hier wurde dem sogenannten Schneekönig noch einmal zur Ader gelassen," sagte der weißenfelser Amtsknecht, der mich zur Stätte führte. „Der große Mann hat viel aushalten müssen; sein Leichnam hatte acht

Wunden, fünf Schuß-, zwei Hieb- und eine Stichwunde. Dazu kam noch das Seciren, genug, der Mann hat gehörig herhalten müssen. Seine Eingeweide liegen in der Klosterkirche begraben, sein Herz legte man unter die Kanzel. Später brachte man es nach Schweden. Unser Herr Superintendent sagt, es habe ein Pfund zwanzig Loth gewogen."

„Eure Superintendenten müssen sehr herzlich gesprochen haben, so lange sie auf dem todten Schwedenherzen standen."

„Das thun sie noch," meinte der Mann, „sie fassen sich nun selbst ein Herz."

Der Amtsknecht beschämte mich; ich drückte ihm die Hand und ging. Ich lasse mich gern beschämen von biedern Leuten aus der Volksklasse. Der Witz der höhern Stände ist weit weniger brauchbar, weil ihm der Halt der Gesinnung fehlt. Ein Amtsknecht, der auf seinen Superintendenten große Stücke hält, ist mir lieber als ein Hofrath, der seinen König lobt.

Ein Pfund und zwanzig Loth wog das schwedische Heldenherz. Es giebt freilich Herzen, Leopoldine, die

noch weit schwerer sind, weil das Unglück einer geistgelähmten Zeit sie drückt. Aber nach der Schwere des Herzens wägt man noch nicht dessen Größe. Ein großes Herz ist aller Orten leicht, eher leichtsinnig, wenn es sein muß, als zu Boden gedrückt; ein großes Herz greift sich aus den Stoffen eines halbzerstörten Lebens noch immer die nutzbaren Stücke heraus. Auch ein gutes Herz ist leicht. O, laß mich recht oft in Dein helles Auge blicken, recht tief, als wollte sich meine Seele kühlen im blauen Wellenbad; — mein Herz wird leichter, wenn auch nicht ruhiger werden.

Von Naumburg habe ich Ihnen nichts zu erzählen, meine Freundin. Seitdem Göschel in Berlin ist und die naumburger Messe schlafen ging, läßt sich von dieser Stadt nichts weiter sagen, als daß es dort sehr viel junge Referendare und sehr viel naumburger Wein gibt. Grund genug, um den Ort nur flüchtig zu berühren. Das Saalthal müssen Sie selbst besuchen, wenn Sie sich daran weiden wollen, wie hübsch der

Herr seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte. Ueber Eckartsberge hinaus kommt man an die preußisch-weimarische Grenze. Dann beginnen die schlechten Chausseen und die theuren Posten. An der Grenzscheide steht der weimarische Löwe, der mit offenen Augen und die Zunge hervorgestreckt auf das Nachbarland schaut. Ich kannte diesen steinernen Löwen schon, aber das war mir neu an ihm, daß er jetzt eine rothe Zunge zeigt und in den Wangenhöhlen ihm zwei dicke rothe Thränen sitzen. Was will der gute Löwe damit sagen? Und zu was für tiefen und quälerischen Grübeleien gibt der Löwe spätern gelehrten Antiquaren Veranlassung! Tieck's Magister Ubique könnte diese blutigen Thränen mit den Thränen der Pelopiden verwandtschaftlich finden. Schon um der schwärmerischen Gründlichkeit der deutschen Gelehrten einen Stoff zu entziehen, muß ich öffentlich zur Steuer des Unfugs auffordern, den wahrscheinlich einige übermüthige Musenjünger mit rother Bolusfarbe angestiftet haben. Es gereicht mir zu einer Art Genugthuung, hiermit zu annonciren, daß der Löwe auf der Grenze blutige Thränen weint.

In Jena kommt man von dem Gedanken an die großen unsterblichen Todten nicht recht zu den Lebenden. Auch wurde ich hier an einen Todten erinnert, dessen Andenken der schnelle Strom der Zeit schon fortgespült hat. Ich besuchte am Ufer der Saale die Stelle, wo Ludwig Sand — tiefsinnig wurde, wie die Leute sagen, und in eine Stimmung verfiel, aus der das ganze Unheil seiner verworrenen Seele hervorging. Ludwig Sand verlor seinen Freund durch den Wellentod in der Saale. Es war der einzige Mensch gewesen, an dem sein Denken und Sinnen hing; der Schmerz über den plötzlichen Verlust des Einzigen, den er gefunden, erdrückte sein Gemüth und warf ihn einer brütenden Melancholie in die Arme. Wir wissen von Luther, daß ihm der Blitz den Freund an seiner Seite erschlug. Ein solcher Schlag schien erst nöthig, um den gutmüthigen Mönch sich in sich selbst und in der Welt der Verwirrung besinnen zu lassen. Es ist seltsam, wie das Schicksal den Menschen, mit dem es etwas will und erzielt, immer an der schwachen Seite erst zu erfassen und zu erschüttern liebt. Die sogenann-

ten menschlichen Momente im Leben sind — nicht die bedeutsamsten, doch die, in welchen sich das Bedeutsame bedingt. Sand war nichts weniger als ein großer Mensch, nicht einmal ein großer Schwärmer, aber auf unsere Theilnahme macht er immer Anspruch, wenn wir auf die Nüancen und den Wandel des menschlichen Gemüthes merken. Sie wissen, daß Sand eine Jugendgeliebte verließ und sich förmlich von ihr lossagte, nicht aus treuloser Gesinnung, denn er war ein weicher, sanfter Mensch, sondern weil er mit ganzer, starker Seele dem Vaterlande angehören wollte, und ein Opfer dieser Art für wichtig, für nöthig hielt. Er machte den Feldzug gegen Frankreich mit. Bald aber erfaßte ihn, gleichsam als Rache für die weinende Geliebte, das quälende Bedürfniß, einen Menschen zu lieben. Das Geschick gewährte ihm einen Freund. Sie waren zusammen unter den Waffen gewesen, hatten die Hitze des Tages, die Kälte der Nacht, die Langeweile eines thatenlosen Marsches mit einander getragen, und bei dem Mangel an Gelegenheit, für das große Ganze des deutschen Vaterlandes Bedeutendes,

ihrer Begeisterung Entsprechendes zu leisten, stumpfte sich in beiden der kriegerische Eifer ab, der sie anfangs beseelte. Was den Befreiungskriegen in Deutschland folgte, war nicht dazu gemacht, begeisterten Gemüthern Idee und Wirklichkeit in Eintracht erblicken zu lassen. So griffen sie fehl und brachten Dinge ans Licht der Welt, vor denen sich die keusche Sonne des deutschen Lebens verhüllte. Die beiden Freunde hatten sich gefunden zu gegenseitigem Halt, ihr Doppelleben war Ersatz, Befriedigung, Bedürfniß. Ich schreibe Ihnen aus meiner „Wartburgsfeier" die Stelle ab, wo Ludwig Sand den Tod seines Freundes erzählt.

„Unsere Seelen waren eins geworden, wir hatten nur eine Begierde und denselben Wunsch; nichts konnte uns trennen als der, welcher Alles trennt, was noch so eng verbunden scheint. Siehst du den Strudel dort im Laufe der Saale; das Mondlicht bestrahlt ihn eben, drüben an dem Vorsprunge des Landes; dort wurde mir der Freund entrissen, ein Raub der Wellen, die ihn trügerisch zu jenem Schlunde lockten. Wir wandelten an einem Sommerabend am Gestade des Flusses.

Die Luft war lau und mild. Meinen Heinrich reizte die kühle Fluth, und während ich am Ufer saß, schwamm er rüstig zum jenseitigen Ufer hinüber und zurück. — Zur Begleitung der Guitarre sang ich des Freundes Lieblingslied; wenn der Schlußchor kam, dann stimmte er mit ein und jubelnd wiederholten wir den Refrain. Es war eines jener deutschen Bundeslieder, welche die Seele zu den Gefahren des Kampfes, ja zum Schlachtentod ermuthigen; es war meines Freundes Schwanenlied. Wenn ich den Schlußvers begann, war er bald näher, bald entfernter von mir, und dann vernahm ich seinen Gesang nur schwach durch das Rauschen der Wellen hindurch. Auf einmal jedoch war's, als hört' ich seine Stimme nicht mehr, und auch das Plätschern, womit er den Takt begleitete, war verstummt. Ich sang noch einen Vers: die Wellen sprudelten, aber Niemand fiel zum Gesange ein. Ich sprang auf, eine Angst befiel mich. Sehen konnt' ich nichts mehr bei der nächtlichen, sternlosen Dämmerung, ich rief, erst ängstlich leise, dann laut und immer lauter in der Verzweiflung meines Herzens. Stumm und lautlos blieb es rings-

um, und die dunkle Fluth stierte mich an, wie ein weites, gleichgültig verschlingendes Grab. Es war so. Am andern Morgen fand man die Leiche meines Freundes am Ufer; ein Krampf mochte ihn erfaßt und stumm und spurlos in das feuchte Grab versenkt haben."

Es ist seltsam Dina, daß meine Reise durch Thüringen, wie ein Wandel von einem Todtenhügel, einem Denksteine zum andern war. Thüringen ist bedeutsam durch seine großen Todten. Hundert Schritte von dem schönen Obelisk auf dem Schlachtfelde von Groß-Görschen steht die junge Eiche, unter welcher der Prinz von Hessen-Homburg verschied. Bei Wölsdorf, auf dem Wege von Saalfeld nach Rudolstadt, ist die Stätte, wo der Prinz Louis von Preußen fiel. Von dem eisernen Monumente, das den Ort bezeichnet, will ich nicht reden; Varnhagen von Ense hat ihm ein geistiges Denkmal gesetzt, das alles Metall überdauert. Von Altenburg aus besuchte ich den alten lieben Thümmel auf seinem Landsitze. Man findet ihn unter seiner Lieblingseiche sitzend, aber leider nicht mehr auf der Rasenbank, sondern tief unter ihr. Da hat er sich sitzend

begraben lassen, als achtzigjähriger Greis, der treffliche Mann, dem ich den einen Fehler, den er beging, nicht verzeihe. Es war ein Hauptfehler, daß er starb. Männer von so erfreulichem Muthwillen des Geistes sollten nie sterben; sie sind rar im deutschen Leben. — Dieser liebenswürdige, bequemlichkeitslustige Epikuräer, er wollte es sich bei der dereinstigen Auferstehung seiner Gebeine bequem machen, darum sitzt er begraben und liegt nicht. — Es ist immer hübsch, menn man bedenkt, wie sich die Menschen beerdigen lassen; gehört doch das Sterben und Todtsein auch zu unserm Leben.

Einen andern, romantisch schönen Gedanken hatte Herzog Ernst der Zweite von Gotha in Bezug auf die Bestattung seiner Hülle. Ich wäre vielleicht, als ich in Gotha war, nicht darauf gefallen, das Grab-Eiland, wo die fürstlichen Monumente sind, zu besuchen; aber es trieb mich damals auf eigene Weise zu den Todten.

In dem Gasthause, das außerhalb der Stadt liegt, gab man mir einen Erbacher zu trinken, der mir die Lust einflößte, unter Gräbern zu wandeln. Es war ein Erbacher von seltner Qualität. (Als ich am Rhein

war und die Abtei Erbach sah, begriff ich erst, daß der gothaische Erbacher ein wirklicher Erbacher war. Ich besuchte das dortige Zucht- und Irrenhaus, denn in ein solches ist die ehemalige Abtei Erbach verwandelt. Der gothaische Erbacher war ein den Züchtlingen und Irren ausgepreßter Thränenstoff; so ein wirklicher Erbacher mochte das Wermuthsgetränk in Gotha sein.) Ich witterte Todesgedanken, mehr in meinem Leibe als in meiner Seele, aber weil Leib und Seele so eng zusammenhängen und der Wein sie verschmilzt zu einem Stoffe, so strebte auch meine Seele nach Grabesruh, der Erbacher hatte mich um alle Lebenslust gebracht. Demnach ging ich auf das Grab-Eiland, vergaß, was mich hingetrieben und söhnte mich durch das Andenken an den edlen Ernst II. mit dem Leben aus. Dieser als Mensch und Fürst Unvergeßliche hatte den Lieblingsgedanken, sich ohne Sarg in den frischen Schooß der Erde betten zu lassen. Es ist ein schöner Gedanke, sich und sein Irdisches mit der mütterlichen Erde zu vermählen, ohne daß erst die Scheidewand eines eklen Sarges vermodern muß. Da ich nicht tief in einem

Flußbette, wie König Alarich, meine Ruhestatt finden kann, so möchte ich wenigstens ohne die jämmerlichen sechs Breter unter frischkühlem Hügel schlummern. So im Tode todt zu sein, ist fast so wünschenswerth, als im Leben zu leben ohne Scheidewand conventioneller Vorurtheile. Diese will ich einreißen, so viel ich kann und mag; packt man mich dereinst gegen meinen Willen zwischen Sargwände ein, so befehle ich meinen Würmern, das Ihrige zu thun. Und da ich nichts hinterlasse, wenn ich sterbe, so sollten meine Erben auch die Paar Dreier für einen schwarzen Holzkasten sparen. — Ohne Sarg wollte Herzog Ernst seinen Leib der heiligen Mutter Erde anvertrauen, und so ruht er auch unter dem schönen Akazienbaume auf dem Grab-Eilande. Die Akazie ist für das Grab eines edlen Fürsten, der Kunst und Wissenschaft gepflegt, ein sehr passender Baum; er ist auch für jeden Deutschen, der in seinen Gefühlen und Gedanken ein Deutscher war, ein treffliches Symbol nacheifernden Strebens. Die Akazie ist ein Baum von nur mittlerem Wuchse; zu hoch darf sie nicht schießen, sonst schneidet man ihr die Krone

ab. Sie hat stachelige Aeste, die Stacheln sind gute Waffen. Ihre hängenden Trauben mit den weißen Blumen würzen um sie her die Luft, und wenn du unter ihren Zweigen schläfst, so schüttelt sie aus den schwarzbraunen Hülsen Körner auf dein stilles Grab, zum Zeichen dessen, daß dein Leben doch nicht ganz ohne Samen für die Zukunft blieb, selbst wenn du nie eine volle Frucht treiben durftest. — Kommt mir nicht mit der Eiche, als angeblichem Symbol deutschen Wuchses. Die Deutschen dulden keine Eichen mehr. Auch ist die Eiche, ihrer Trebern wegen, nicht geradezu ein poetischer Baum. Und angenommen, sie gebühre dem Helden für sein Grab: ich möchte sie nicht für jeden Helden paßlich finden. Blüchern kommt ein Eichbaum neben seinem Hügel zu; dieser Mann hatte als greiser Krieger etwas von der Eiche an sich und ihm fehlten auch nicht die Trebern. Aber einem Helden, der mehr als ein großer Corporal, der auch als Mensch die andere Seite seines Lebens zur schönen Entfaltung brachte, dem pflanze man, hoch oben auf einem Hügel,

eine Akazie mit langen Zweigen und einer duftenden Blüthenkrone auf sein Grab.

Auch ein schöner Gedanke, sich auf der Spitze eines Berges sein Grab zu bauen, wie die Herzogin von Curland in der Nähe ihrer Villa bei Altenburg. Sie ist bei der Auferstehung dem Himmel näher als wir in der Tiefe. Aber ruhte sie auch unter der Wölbung eiserner Pforten im Abgrunde eines Verließes: der Segen der Tausenden, denen sie wohlgethan, höbe sie doch schnell wie auf Flügeln gen Himmel!

In Weimar verkehrt man mit den Todten, selbst wenn man die Lebendigen aufsucht. An seinen großen Todten hat Weimar seine geistige Gegenwart. Nicht als ob man die selbstständige Bedeutung einzelner Persönlichkeiten im jetzigen Weimar läugnen könnte. Der geistvolle Froriep bewegt sich in einer Welt des Wissens mit all' der geistigen Grazie, die an deutschen Gelehrten so selten wahrnehmbar ist; der Kanzler v. Müller, der Biograph Karl Augusts und der Großherzogin Louise, correspondirt noch immer mit dem Universum; der Consistorialpräsident Peucer hält sein wachsames Auge auf

deutsche und französische Jugend gerichtet; Stephan Schütze, der Mann von „Liebe und Freundschaft", der mit seiner Theorie des Komischen unter den Erscheinungen der großen goldenen Vergangenheit Weimars wie seine Romanfigur, der unsichtbare Prinz, zwischendurchlebte, auch dieser hat seine Geltung von eigenthümlicher Art, er liest bei Hofe vor oder läßt vorlesen und tractirt seine theoretischen Gedanken mit Anmuth und Würde; der Freiherr August v. Sternberg, der feine Salonnovellist, ein geborner Liefländer, macht seine Wintersaison in Weimar; der Freiherr von Biedenfeld hat unausgesetzt seine Wohnung dort; Schorn, der Nachfolger des alten Kunst-Meyer, schreibt in Weimar sein Kunstblatt; von Jena, der geistigen Vorstadt und Werkstätte, treffen bedeutsame Gelehrte noch immer hier vereinzelt ein, und zahlreiche Fremde wandeln noch immer Jahr aus Jahr ein mit Andacht und Erhebung auf den geweihten Spuren einer großen, fast wunderbaren Vergangenheit. Allein, nicht die vereinzelten Kräfte machen und füllen eine geistige Gegenwart; sonst stände Berlin mit dem abgesperrten Einzelleben

höchst bedeutsamer Persönlichkeiten ganz einzig und vergleichlos da in den deutschen Zuständen. Erst das Ineinandergreifen der Kräfte führt zu einem vollen lebendigen Dasein, wie dies in der Concentration von Paris der Fall ist. In Berlin schwimmt man von einer großen Insel zur andern, es gibt dort keine Brücken in der trostlosen Getrenntheit, es fehlt die befruchtende Gemeinschaft, die Nöthigung zur Gegenseitigkeit, woraus sich erst ein voller, ganzer Lebensprozeß entwickelt. Dies war in Weimar zu Zeiten gewesen, ein in Deutschland sonst nirgend vorhandenes Schauspiel. Fürsten und Gelehrte, Dichter und Staatsmänner lebten hier ein zusammengehöriges Dasein. In Paris schließt der Salon, für den man sein Bestes und Eigenstes darbringt, eine große Gemeinsamkeit des gesammten Lebens in sich; in dem deutschen Athen an der Ilm reichte die gegenseitige Lebensbefruchtung noch weit tiefer bis in das Studirzimmer, wo der Dichter saß und über seine Werke sann, bis in das Boudoir, wo das weibliche Herz an den geheimen Pulsschlägen den Gewinn des Lebens zählte. Weimar glich einer einzigen geistigen

Familie, es erschien wie Gemeingut, was hier ein Fürst wollte, ein Dichter ersann; daher auch noch jetzt in Weimar die Achtung vor productiven Köpfen jedweder Art, die zu diesem Reichthum beisteuerten, und der Stolz auf den Besitz eines solchen Familienschatzes. Schon mit Wieland und Herder begann dieser Zustand. Es war äußerlich nur en miniature ein Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens, aber so klein die äußere Scholle, so ausgedehnt waren die innern Linien dieser Concentration, es waren lauter Menschen ersten Ranges, die den Staatshaushalt dieser Gesellschaft verwalteten, Goethe und sein großer Fürst hielten ein Universum des Wissens um sich versammelt, so in sachlichen Schätzen wie in Persönlichkeiten, die aus aller Welt, um hier zu huldigen, ab- und zuströmten, und der Gedanke einer Weltliteratur war in dem Kopfe des größten Mannes von Weimar ein ganz natürlicher, durch die Gunst der Zustände sich wie von selbst ergebender. Ist nun gegenwärtig der Kreis der Männer nicht mehr derselbe, so ergeht es Weimar, wie es Sparta erging. Sparta's Weiber bewahrten noch lange Zeit den alten

Geist, der in dem neuen Geschlecht der Männer verloren ging. Dies treue Bewahren bezeichnet auch das Herz des deutschen Weibes. Es gibt in Weimar eine ziemlich bedeutende Reihe von Frauen, die in den Ideenstoffen, an dem Ringen und Streben der Männerwelt von alter Zeit erwuchsen und die im Athemzuge jener mächtigen Naturen leben und weben als erfüllten diese Geister noch immer mit den frischesten Kräften eine lebensvolle Gegenwart. Daß bei dem relativen Verhalten, das auch in geistiger Sphäre den Frauen eigen ist, die Gestalten der Männerwelt wechseln, hebt die Regsamkeit der weiblichen Seele noch nicht auf. In diesen weimarischen Frauen wolle man nicht sogenannte geistreiche, buchgelehrte Weiber sich vorstellen, solche möchten weit mehr in dem abstracten Berlin zu finden sein; die Frauen in Weimar sind Gelehrsamkeiten, die aus den wechselvollen Wundern der Gefühlswelt ihre Weisheit schöpften. Diese Weisheit, dem Leben damals entnommen und für Lebendige gültig, kam theilweise in einem „Chaos" zum Ausspruch, einem Journal, das anonym in allen Sprachen geschrieben

wurde. Weimar war für Franzosen, für Schweizer, Russen und Engländer eine hohe Schule menschlicher Herzens- und Geisteskunde geworden und nachdem Goethe mit Byron und den zahlreichen Faustübersetzern in den lebhaftesten persönlichen wie brieflichen Verkehr getreten war, galt dieser germanische Musensitz ganz besonders den Söhnen der drei Inselkönigreiche für eine wahrhaftige Academie, wo die Tiefe des deutschen Geistes, die Wärme des deutschen Gemüthes zu studiren war. So pflegen hier noch deutsche Frauen die Universalschätze des vaterländischen Lebens, und insofern dies wie eine Fortsetzung dessen erscheint, was die Heroen der alten Zeit anregten, hat die geistige Gegenwart Weimars, wie ich sagte, ihren Anhalt an der Vergangenheit.

Natürlich ist Goethe der Angelpunkt aller Rückerinnerung, und wenn dieser Mann, nachdem er durch die Schöpferkraft activen Gestaltens nach den verschiedensten Seiten hin seine Nation bewegt, nachträglich durch die Ausströmungen seines spätern ruhig behäbigen Sinnens und Denkens noch immer eine Welt beschäf-

tigt, so erscheint es begreiflich, daß die Goethischen Lebenskreise in der Gesellschaft wie bei Hofe noch immer die eigentlichen Linien der geistigen Bewegung sind. Ganz harmlos und in die Größe seines Gegenstandes tief versenkt, überlieferte erst neulich ein getreuer Eckart sein Abgehorchtes der in Haß und Bewunderung zwiespältigen Welt. Er hat, ein lernbegieriger Knabe, dem greisen Patriarchen von Weimar zu Füßen gesessen, die Schreibtafel in der Hand, eine willenlose Hingebung in der Seele, eine unbedingte stille Anbetung im Auge. Ueber diese getreue Eckartsnatur in Weimar würde ich weniger staunen, wenn es ein Weib wäre, das hier für die Goetheschen Gedanken aus letzter Hand ein so duldsames Gefäß abgibt. In der aufgelösten Willenslust einer schrankenlose Liebe, in dem Selbstopfer der eigenen Gedanken liegt nicht selten eine tiefe Bedeutsamkeit des weiblichen Gemüthes. Und diesen Eckart hat eigentlich auch schon ein Weib überflügelt, und in der maßlosen Hingebung eines ganzen, vollen Herzens übertroffen, ich meine Bettina, das schwärmerische Mädchenweib, das mit aller Gluth einer heißen Entzückung den Dich-

ter liebte, sich an seine Brust schmiegte und von der Glätte der kühlen Wölbung herabgleitend, ihm zu Füßen kauerte, auch noch in Thränen geschwätzig wie der Bach, der sich unter dem Felsen fortwindet. Goethe war zum Glück dieser hohe Fels voll männlicher Größe des Geistes, an dem die Ueberschwänglichkeit einer rathlosen, wenn nicht irren Begeisterung sich unschädlich abmühte. So viel Fanatismus der Liebe mußte noch verlautbaren, als Goethe schon todt war; mit so viel Sammlerfleiß mußte Herr Eckermann noch jetzt der Welt einen so großen Dienst leisten, da wir schon glaubten, dieser Brunnen sei ausgeschöpft genug. Und hat sich die phantastisch verzückte Liebe, und die lernbegierige Knappentreue nun genug gethan, um diesen Heros zu feiern und als den einzigen Centralpunkt deutschen Lebens hinzustellen? Es steht die Frage. Selbst Heine'n, diesem anfänglichen Champion einer neuen, über Goethe hinweggeschrittenen Zeit, ist die Lampe des Witzes völlig ausgegangen, wenn er von dem Heros in Weimar spricht. Wahrlich! es muß eine urgroße Natur gewesen sein, weil auch seine Nachzeit noch nicht über ihn hinweg-

konnte, obwohl sie es möchte und es will, weil sie muß.

In Goethe's Hause, als ich es betrat, sah es leer und unwohnlich aus; die Penaten schienen noch zu trauern. Es war kein Palast, dies Geschenk des verstorbenen Großherzogs, aber ein Asyl comfortabler Säuberlichkeit. Die große, steinerne Treppe im schönen Atrium hatte sich der Dichter selbst ausbauen lassen, um seinem Hange zum plastischen Alterthum zu genügen; sie war das classische Proscenium zu den Empfangzimmern und den wohnlich bequemen Gemächern. Ein breites, kräftig geformtes „Salve" begrüßt dich, wenn du die Schwelle betrittst, die zu ihnen führt; über der Thür aber siehst du einen leeren Jupitersessel, auf dem die Gestalt des Gottes fehlt. Ganz oben in den Mansarden wohnte in den letzten funfzehn Jahren seines Lebens die Schwiegertochter Ottilie, von der die Leute fälschlich sagen, sie habe Zusammenhang mit der Ottilie in den Wahlverwandtschaften. Dieses Buch schrieb der Dichter im Jahre 1809 und die wirkliche Ottilie war vielleicht als Kind damals oft in seiner Nähe. Aber

in dem Dachstübchen oben saß später die romantische Schwiegertochter des classischen Dichters und redigirte das anonyme „Chaos", das dem alten Herrn so viel Vergnügen machte; dort oben edirte sie vielleicht die englische Uebersetzung des Tasso. Die Besuchzimmer in der ersten Etage waren groß und ministerlich eingerichtet; dort empfing der Dichterfürst die Huldigungen aus allen Zonen der Welt, und ging, im langen Oberrock, die Hände auf dem Rücken, sinnend auf und ab. Das kleine niedrige Arbeitszimmer mit den derben, schlichten Möbeln bezeichnete den frankfurter Bürgerssohn, der in Goethe's Natur nie ganz verloren ging. Die harmlose, fast karge Einfalt in diesem Gemach hat etwas Rührendes. Ich dachte unwillkürlich an Luther's kleine Wartburgszelle, an die dürftige Kammer, wo der Reformator des mittelalterlichen Glaubens die deutsche Bibel schrieb. Und aus dem Goetheschen Kämmerlein traten die größten deutschen Dichtungen hinaus in die weite Welt, die sich Jahrhunderte lang mit ihnen beschäftigt. Dort hatte sich Goethe den hohen Schädel des geliebten Schiller aufgestellt, ein Heiligthum, das

er viele Tage lang mit religiöser Pietät betrachtete. Und in diesem Zimmer, im schlichten Lehnsessel starb er auch, den Kopf auf das Kissen gebettet, das die Schwiegertochter Ottilie hielt. Eigentlich starb Goethe nicht, auch leiblich nicht, er lebte blos aus, verhauchte ruhig. Nicht die erschütterndsten Krankheiten, nicht der Blutsturz wenige Jahre vorher, hatten sein Leben brechen können; wie von selbst standen seine Pulse still, ohne Sträuben, und ohne die Harmonie seines Daseins zu stören. Schön und plastisch, wie sein Leben, war sein Tod.

In Schillers Hause sah es sehr wohnlich aus. Schon sein Aeußeres macht einen bedeutungsvollen Eindruck. Nicht so frei mit der breiten Brust herausgekehrt, wie das Goethische Gebäude, steht es bescheiden da, etwas versteckt im Erdreich mit seinem Fuße, mit dem verhältnißmäßig schweren Obertheil und dem Dache herüberhängend, wie sich Schillers hohe, gedankenschwere Stirn auf seine Brust zu neigen gewohnt war. Die grünen Jalousien geben dem Blicke ein ahnendes Verlangen, in das Innere dieser großen Arbeitsstätte

zu bringen. Eine hölzerne Treppe, nichts weniger als elegant, führt in den ersten Stock, wo Schiller's Familie bequem und nobel wohnte; noch einige Treppenabsätze höher und man betritt des Dichters eigene Zimmer. Der jetzige Besitzer des Hauses, ein freundlicher lieber Alter mit runder Stirn und vollem Gesicht, geleitete uns selbst hinauf, mit geschäftiger Zunge und mit bewegtem Herzen die Einzelnheiten der frühern Einrichtung erläuternd. Ich hätte ihn küssen mögen für die Pietät, die aus seinen Augen strahlte, wenn er von Schiller sprach, diesem betenden Priester der Kamönen, der mit Händeringen seinem heiligen Geschäft oblag. In der schmalen Kammer stand noch die Bettstelle, auf welcher der Dichter ruhte. „Nur hatte sie keine Füße", sagte der gute Herr, „sie lag platt mit dem Rumpfe am Boden." — Schiller liebte es nicht, ins Bett zu steigen, er streckte sich nur so hin, wohl wissend, daß seines Bleibens auch in der Nacht nicht immer lange war. Im Traume, oder wenn er wachend ruhte, fiel ihm oft ein Gedanke von Bedeutung ein, den er noch mit der Wirksamkeit der frischen Empfäng-

niß zu Papier bringen mußte. Jede starke Körperbewegung verscheuchte ihm aber den Gedanken, den ihm die Muse wie einen leisen Nachtkuß auf die Stirn gehaucht. Er schob sich vom niedrigen Lager sanft in die Höhe; Licht und Material waren nahe bei der Hand, und wenn das Geheimniß dem Griffel anvertraut war, bog er sich wieder still zurück auf sein Ruhebett. Am Morgen stand es dann da wie ein riesenhafter Traumgedanke aus einer dem Leben entzogenen Welt des Ideals, und er machte sich an das mühsame Geschäft, gleich in die nächste Arbeit, welche ihm vorlag, die der Nacht abgelauschte Offenbarung irgendwo und wie einzupassen. Daher in seinen Dramen die mancherlei metaphysischen Einschiebsel einer überwachen Geistesregung. Und das ungeahnet, wie eine Gabe der Götter Empfangene mußte auch gleich zur Erscheinung gebracht werden. Rang er nun am hellen lichten Tage damit, den überschwänglichen Gedanken einem menschlichen Verhältniß einzuverleiben, so entstand dadurch jener Zwiespalt zwischen Form und Gehalt, den die pomphaft verbrämende Diction nicht immer glücklich verdeckte.

Schiller mußte alles erringen und erzwingen. Es waren nur seltene Momente, wo ihn beim Dichten der idyllische Friede eines ruhigen Ergießens überschlich. Und was, wie der Toggenburg, der Wilhelm Tell, in klarster Einfachheit empfangen und hingestellt zu sein scheint, unterlag oft am meisten schmerzvollen Umarbeitungen. Er hat immer mit Qualen geboren wie ein Weib, und doch sonst nichts von der Natur des Weibes verstanden. Nie hat er eine Geburt still in sich walten lassen, wie eine Mutter ihr Liebstes unter dem Herzen trägt. Mit den Stoffen, auf die er stieß, schlug er sich mächtig herum, er mußte alles erst erobern. Aus diesem Ringen erklären sich die göttlichen Tugenden und die dichterischen Schwächen seiner Werke; diesen Kämpfen unterlag so früh sein hoher Geist.

„An diese Bettstelle des großen Dichters," sagte der freundliche Herr, „habe ich mir nun Füße anschrauben lassen. Uns kleinen Sterblichen thun vier Füße zum Halt oft recht Noth."

„Ja wohl, ja wohl," sagte ich etwas confus, „uns kleinen Sterblichen thut ein Standpunct auf allen Vie-

ren oft recht Noth, sonst halten wir es nicht lange aus in dieser schlechten Welt."

Der Mann glaubte, ich hätte einen Scherz gemacht, und äußerte lächelnd, es wäre ihm lieb, einen heitern Menschen in mir kennen gelernt zu haben, der doch zugleich so viel Pietät habe für den edelsten aller Dichter. Andere kämen und begafften das Ding und gingen stumm ab oder sagten: es ist doch schade um den großen Schiller! — Man spielt vor den Reliquien großer Männer, sagte ich, immer eine schlechte Rolle, man mag sich stellen, wie man will.

Der gefällige Weimaraner erzählte uns sein erstes persönliches Zusammentreffen mit Schiller. Es war in einem ländlichen Wirthshause nahe bei Dresden. Schiller, damals Professor in Jena, hatte dem längst gehegten Wunsche Raum gegeben, einige Tage der Ferienzeit in Dresden zuzubringen. — In einem Winkel des Gastzimmers saß eine hohe magere Gestalt, das bleiche Gesicht mit der königlich leuchtenden Stirn der Umgebung abgewendet, das große stillbrennende Auge dem Fenster zugekehrt. Der Fremde schien, indem er

da war, nicht gegenwärtig zu sein nach Zeit und Ort. Niemand kannte ihn, er saß ruhig und mochte auf Erfrischungen warten, obwohl er nichts bestellt hatte. Hohe Reitstiefeln und Sporen, die er trug, ließen vermuthen, der Fremde sei zu Pferde gekommen, obwohl die Knechte im Hause von einem Pferde nichts wußten. Das Gespräch drehte sich um die Erzählung eines Hinzugekommenen, der so eben auf der Landstraße ein herrenloses Reitpferd aufgefangen hatte. Der Hinzugekommene war eben der freundliche Mann aus Weimar. Man erschöpfte sich in Vermuthungen über den verunglückten Reiter des flüchtigen Gauls. „Es wird das meinige sein," sagte der Fremde, und sein blasses Gesicht überflog eine leise Röthe, mehr aus unfreiwilliger Anstrengung, am Gespräche Theil zu nehmen, als aus Scham, seine beklagenswerthe Ritterlichkeit einzugestehen. Schiller hatte sein ungezogenes Roß nicht bändigen können; ich weiß nicht, war er abgeworfen oder abgestiegen und hatte das widerspänstige Thier laufen lassen, um mit der Reitgerte in der Hand den nahen Gasthof zu erreichen. „Es lachte Niemand!" betheuerte

der Erzähler mit erhobenem Pathos, „die stille aber mächtige Gewalt, welche der Anblick dieses höhern Menschen einflößte, bannte zu sehr die Gemüther!" —

Das große Zimmer, in welchem Schiller zu arbeiten pflegte, — ein Eckzimmer, nach beiden Seiten mit Fenstern, — ist nach dem Bedürfnisse des jetzigen Gebrauchs sehr verändert. Der Besitzer des Hauses bestimmte es für zufällige und unvorhergesehene Besuche. Dies war gerade der Fall, als wir es betraten. Weiblicher Putz von dürftiger Art lag hier und da zerstreut, ein Reisebündel war aufgeschnürt. Vom Sopha erhob sich eine nicht mehr ganz junge Frauensperson von betrübtem Aussehen und bekümmerter Miene. Es war eine weitläufige Verwandte des Hausherrn, eine Schauspielerin, die einer kleinen Erbschaft wegen nach Weimar gekommen war, vielleicht auch ein Engagement dort suchte. Lieber Himmel! an dem Orte, wo Schiller's Genius die Grundpfeiler einer deutschen Nationalbühne schuf, — eine arme Komödiantin!

In der schönen großherzoglichen Gruft ruhen Schiller's und Goethe's Gebeine. Man steigt, ist man die

Treppe hinab, die zum untern Gewölbe führt, eine kleine Leiter hinan und guckt durch ein Gitterfenster der verschlossenen Thür in den dunkeln Todtenraum, wo die Särge stehen. Der Führer, ein Wächter, der vorn am Eingange des Gartens wohnt, ist als einsylbiger Cicerone wider Willen ein getreues Organ der Volksstimmung. „Hier vorn," sagte der gute Mann, „das ist der große Schriftsteller Schiller, dort neben ihm ruhen der berühmte Herr Geheimbderath von Goethe." Wie man dort zu Lande den Namen Schiller ausspricht (es klingt gedehnt wie Schihler) so liegt darin das ganze Gewicht einer rührende Liebe; Goethe'n aber gibt man seinen „Herrn Geheimbderath" respectvoll mit auf den Weg.

Wieland's Grab in Osmannstädt habe ich nicht besucht, wohl aber fiel mir Herder's Denkstein in der Hauptkirche zu Weimar schwer aufs Herz. Der glückliche Wieland! Er hat des lachenden Glücks genug gehabt im Leben und nun liegt er auch noch im Tode unter blühendem Buschwerk, wo Vögel locken und lieben. Ich will nicht sagen, daß Wieland's Leben ohne

Mühsal und Arbeit war, von der Sorge literarischen Erwerbes sprechen seine Briefe an Merck genugsam; aber die Arbeit trieb er wie eine vergnügliche Lust, er schäkerte es sich zusammen. Glücklich ist, wer sich und seinem Naturell Genüge thut, sei's im ernsten Schaffen oder im Genießen. Herder's Wesen aber war nicht nach allen Seiten hin erschöpft. Er fühlte das Beklemmende seines Priesterrockes, den er über seinen freien Menschen gestülpt hatte. Er trug die faltigen Gewänder mit Anstand, mit hoher Würde, aber nicht zum eigenen Behagen. Ein buntbewegtes, farbenreiches Blüthenleben erschloß für viele andere jüngere Geister um ihn her auch die freie Sinnlichkeit zu menschlichem Genuß, Fürsten und Dichter schwelgten in aller Fülle, die der Kuß des Augenblicks gewährte, und Herder, ein voller Dichter, ein ganzer Mensch, zog die schwarze Hülle immer enger um seine Glieder; ein Hoheprieſter, mußte er kalt thun, wo warmes Leben wogte, sich abschließen und langsam verhärten. Der geniale Wolfgang trieb sein Wesen, daß selbst Wieland, der lächelnde Myrtill, sich kopfschüttelnd verkroch. Herder blickte, wie

eine gothische Warte, einsam und verlassen auf den üppigen Wuchs des jugendlichen Lebens. Das Bewußtsein eines nur halb erfüllten Daseins verließ ihn selbst in der Todesstunde nicht; er starb an sich irre, während es andern, weniger Edlen, gestattet war, ruhig zu entschlafen. Seines Hohepriesteramtes eingedenk, hat man ihm in der Kirche den Denkstein gesetzt, aber seinem Wahlspruche zufolge, der auf der metallenen Platte steht, hätte man ihn unter blühenden Myrthen und Rosen beerdigen müssen, damit sein großes Herz, das auch den weltlichen Offenbarungen des Geistes entgegenschlug, noch im Tode ein stilles Genüge fände. Sein Wahlspruch war: Leben, Liebe, Licht!

Auf dem alten Kirchhofe in Weimar liegt Musäus. Auch ein Theolog, mit dessen Amt der Wahlspruch: Leben, Liebe, Licht! nicht gut passen wollte. Aber beides löste sich in ihm früh auseinander, und aus einem verdorbenen Manne Gottes wurde ein witziger Schriftsteller. In Jena war er geboren, in Eisenach wurde er Candidat. Aber Pfarrer konnte er nirgend werden; die Bauern widersetzten sich seiner Wahl, denn

sie hatten ihn tanzen sehen. Diese banausische Empfindsamkeit der deutschen Bauern und bäurischen Deutschen, wie liebe ich sie! Wir verdanken ihr einen satyrischen Menschen mehr, denn dem gutmüthigen Candidaten blieb nun nichts weiter übrig, als ein satyrischer Mensch zu sein. Es war keine Bosheit in dem guten Musäus, alles blieb pure Einfalt und Menschenliebe, aber er hatte doch nun etwas zu belächeln, und da man ihm kein Brot gab, wovon er leben konnte, so lebte er nun von seinem Lächeln. Er lächelte in seinem „Grandison dem Zweiten," und geißelte in den „physiognomischen Reisen" die Verkehrtheiten der deutschen Speculation auf dem Felde der Lavater'schen Forschungen. Dabei blieb er seinem Volke treu, dachte und schrieb für sein Volk. Seine Mährchen machten ihn zu einem der liebenswürdigsten Volksschriftsteller. Später wurde er in Weimar Pagenhofmeister und Gymnasialprofessor, aber sobald er ein gemachter Mann war, ging sein Witz zu Ende; ein gemachter Mann muß eine faltige Stirn haben und darf nicht allezeit lächeln. Es ist sehr gut ein gemachter Mann zu sein, allein es ist doch noch

weit besser, keiner zu sein und immerfort lächeln zu dürfen bis an sein seliges Ende. Es kann einer lächeln und immer lächeln und doch ein sehr ernster Mann sein, und es kann einer eine allezeit ernste Miene machen und doch ein Narr bleiben sein Lebelang.

Nicht weit von Musäus liegt Lucas Müller, nach seinem Geburtsorte bei Hildburghausen Cranach genannt. Ganz Thüringen ist voll von Werken dieses Malers, auch in Eisleben, Nordhausen, bis nach Sachsen tief hinein, in Naumburg und Wittenberg, findet man Altarblätter von Cranach. Man zählt 400 Gemälde, 300 Holzschnitte von seiner Hand, von Luther existirten allein 45 Bildnisse, die Lucas Cranach malte. Ich weiß nicht, ist es Zufall oder Absicht, daß die Inschrift auf seinem Grabe ihn den schnellsten, nicht den berühmtesten Maler nennt, aber es steht in der That pictor celerrimus statt celeberrimus dort zu lesen. Man hat an seinen Gemälden Anatomie und Perspective vermißt. Beides liegt sehr im Argen bei ihm, wie bei allen deutschen Malern seiner Zeit, während in Italien schon durch Leonardo da Vinci's und Michel-

angelo's anatomische Studien die Gesetze der Rundung und Verschiebung wissenschaftlich begründet waren. Aber nach Italien ging Cranach nicht, er war Lutheraner, er mochte und konnte nicht schwärmen. Nur nach den Niederlanden ging er, und vollendete dort die hausbackene Spießbürgerlichkeit seiner Manier. Der dauernde Glanz seines Colorits kann ihm nicht zu hoch angerechnet werden; dies war Gemeingut seiner Zeit. *) Die Portraits, die er malte, sind in ihrer handfesten Treue höchst merkwürdig und vortrefflich; ruhige Gesichtszüge malte er beinahe schön, aber alle Leidenschaft wurde unter seinem Pinsel widrige Verzerrung, nicht aus Uebermaß, sondern aus Mangel an Phantasie. Wie soll nun aber eine Maria, ein Gottmensch, aufgefaßt werden ohne Leidenschaft der entzückten Phantasie? Cranach war der Maler des Lutherthums, des-

*) Den jetzigen Malern ist die Erhaltung der Oelfarben wieder ein Geheimniß geworden. In Cöln sah ich Bendemann's „weinende Juden vor Babylon" wieder. Die Farben der Gewänder sind in einem Zeitraume von zwei bis drei Jahren bereits gebleicht.

halb ist er poesielos, ohne dunkle Gluth der Seele, ohne mystische Weihe religiöser Empfängniß. Alles freilich ist sehr gut gemeint bei ihm, aber hartköpfig erfunden, ehrlich, aber ohne Begeisterung ausgeführt. Was kann der Nüchternheit seiner Intention auf dem Altarblatte in Weimar gleichkommen! Ein Strom von Blut ergießt sich in rothen, dicken Streifen aus dem Herzen des Heilandes auf die Stirn des Malers, der im Vordergrunde steht. Noah sah einen Regenbogen und der Regenbogen galt ihm für ein Symbol, daß Himmel und Erde sich küssen, wo ein frommes Auge seinen Schöpfer grüßt. Das ist ein poetischer Gedanke aus der Religion des alten Testamentes. Aber der blutige Regenbogen auf Cranach's Bilde sieht aus wie die zerschnittene Aderlaßbinde eines miserablen Feldscheers, der dem Herrn die Wunde nicht heilen kann. Daß doch die prosaische Nüchternheit lästern muß, sie weiß nicht wie! Der Maler des Lutherthums konnte von der Mystik nicht lassen, aber sie ward ihm unter den Händen zur Trivialität. Und Luther selbst, dieser Mann, der den Aberglauben seines Jahrhunderts zer-

störte, dieser Mann mit dem klugen Blicke, mit der welterobernden Kraft seines Wortes, — sah den Teufel an der Wand spioniren und warf ihm das Tintenfaß an den Kopf. Gehet nur hin und sehet den schwarzen Guß an der Wand; man muß das sehen, um es zu glauben, und wenn man es sieht, glaubt man es doch noch nicht. Dies aber mag feststehen, daß das Lutherthum die Mystik aus der menschlichen Seele nicht ausgerottet, sondern ihre Poesie nur prosaisicirt hat. Die Künste konnten den Tendenzen Luther's nicht nachkommen, obschon die lutherischen Fürsten damaliger Zeit sich etwas zu Gute darauf thaten, an ihren Höfen an Cranach auch einen großen Maler zu haben. Die Bedeutsamkeit des Lutherthums lag nur in der Gewalt des klugen Gedankens, der sich hinter der frischen Freudigkeit eines starkmüthigen Gottvertrauens verschanzt hielt. In der Polemik wurde Luther genial, in der Opposition gegen eine Welt voll List, Trug, Aberwitz und Finsterniß schärfte sich die Waffe seiner Rede, die wie Simsons Kinnbacken niederschmetterte. Ein Mönch gegen eine Welt! Bedenkt man dies, so fühlt man

dies, so fühlt man die welthistorische Größe des Mannes. Betreten wir die dürftige Klause auf der Wartburg: — in diesem Aufenthalte möglichster Armseligkeit, auf kaltem Estrich, zwischen eklen Mauern, beschränkt und niedergedrückt, — hier übersetzte er die Bibel, oder schuf sie neu und gab sie der staunenden Menschheit: dann überwältigt uns eine tiefe Rührung, eine innige Ehrfurcht. Aber wenn wir erwägen, daß die Künste, die Musen und Grazien, ihm auf die Dachstube folgen wollten, um sich zu seinen Füßen auf den elenden Mammuthsknochen, der in dem Winkel liegt, niederzulassen, so müssen wir die Thörinnen belächeln, die vor lauter Gutmüthigkeit so abmagerten und so hölzern wurden, wie die Beingerippe des guten Lucas Cranach. — Als Mensch gereichte es diesem Maler des Lutherthums zur Ehre, daß er blieb, was er seiner Gesinnung nach war. Karl der Fünfte lud ihn mehrmals zu sich an seinen Hof, allein er blieb Bürgermeister von Wittenberg und ging später nach Weimar, wo er auch starb.

Adieu, Dina! ich kann wohl sagen gute Nacht,

denn nicht anders, weiß ich, als kurz vor Schlafengehn lesen Sie meine Zeilen. Ich bin mit dem Protestantismus und dem Katholicismus fertig, ich sehe die Endfäden beider Confessionen völlig abgewickelt vor mir liegen; man knüpfe sie zusammen, so hat die Religion der Liebe ein neues Band.

Mein Brief ist ellenlang geworden. Er hat mir nichts genutzt und Ihnen nichts. Man sagt, die Religion sei Liebe, und doch hat sich die Religiosität der Menschen nur immer im Haß und Gegensatz zu einander entwickelt. Und von der Liebe sagt man, sie vereinige die Menschen. Warum sind Sie mir, Dina, denn so weltweit entrückt, seitdem ich Sie liebe? Kann mein protestantischer Kopf sich Ihr katholisches Herz nie ganz zu eigen machen? O, so komm denn nur, wenn ich lebenssatt und ermüdet mein Haupt zurücklehnen möchte in ewigen Todesschatten, komm, wie Du mir verheißen hast, und neige wie ein Hollunderbaum mit Deinen blonden Locken Dich über meine Schläfe. Ich bin sehr einsam am Tage mitten unter den zerrissenen Lebensfäden, einsam, weil meine Mor-

genſterne mich belogen. Ach, lüg' Du mir nicht, ſanfter Stern meiner Abendgedanken! Ich möchte nicht gern allein ſein, wenn es Abend wird.

4.

Caſſel, den 16. Mai.

— — Die Heſſen ſind ein wackeres, tüchtiges Volk. Ihr Land iſt arm, meiſtens ein rauhes Plateau; der Sinn der Bewohner etwas zäh, aber biderb und rüſtig. Was jetzige Händel daran verderben, iſt nicht abzuſehen, aber den Kern des Volkes darf man nicht verkennen. Die Heſſen waren mit ihren frühern Landgrafen eine der erſten und kräftigſten Stützen des Proteſtantismus; die Luſt zum Proteſtiren hat nicht aufgehört, ſelbſt wenn Ziel, Richtung und Augenmerk ſich geändert haben. Sie gingen für ihre Fürſten blind ins Feuer; deshalb nannte man ſie „die blinden Heſſen", es war ein Ehrenname, kein Spott. Seitdem ſie aber in America fechten mußten, hat dieſe Blindheit aufge-

hört, sie können sehen, und daß sie trotz ihrer Rauheit auch gefühlvoll sind, beweist unter andern die an Liebe grenzende Hochachtung, die man allgemein der Kurfürstin, einer Schwester des Königs von Preußen, schenkt. Der Kurfürst königl. Hoheit lebt abwechselnd in Hanau, Wiesbaden und Frankfurt am Main. Der Kurprinz-Regent hat in diesen Tagen nebst seiner Gemahlin die Wilhelmshöhe bezogen. Als Thronerben bezeichnet man bekanntlich einen der beiden Söhne des Landgrafen Friedrich, welche in österreichischen und dänischen Diensten stehen.

Cassel hat das Eigenthümliche, die glänzende Hauptstadt eines armen Landes zu sein. Man findet hier in fast allen Verhältnissen ein kleines Abbild von der militairischen Eleganz der preußischen Residenz, ohne daß man sagen kann, der Reichthum der Einwohner oder das Bedürfniß des Staates erheische eine Nacheiferung dieser Art. Die Königsstraße, die obere Neustadt, erinnern in gleichem Grade an Berlin, wie die Uniformen der kurfürstlichen Garde. Die hiesigen Officiere lassen sogar bei berliner Schneidern arbeiten. Ich würde von

dieser Coquetterie nicht reden, wenn sie nicht die Beschäftigung und den Unterhaltungsstoff der Gesellschaft ausmachte. Als Kind interessirten mich hier die Zöpfe und Bärmützen der frühern kurfürstlichen Grenadiere; jetzt sehe ich die silbernen Litzen und die knappen Schöße der nach dem Muster des potsdamer Garderegiments zugeschnittenen Uniformen. Im Augarten, auf den Straßen, in den Gasthäusern, in den geselligen Cirkeln — überall militairische Etiquette, glänzender Firniß, stumme, kalte Pracht, vor der sich das Bürgerthum, der Kern des Nationallebens, verkriecht. Man spricht so viel von den Gefahren eines demoralisirenden Lebensgenusses, in dessen potenzirten Raffinerien große Fabrik- oder Handelsstädte ihre Erholung suchen. Allein über das Unglück solcher Städte, die an und für sich nur den Fond einer mäßigen Mittelstadt haben und gleichwohl den Anstrich einer glänzenden Residenz erhielten, ließe sich auch ein Capitel machen. Hier ist Verflachung aller Gemüthsrichtung, der Anblick eines verbrämten Elends, Verflüchtigung aller Interessen in blendenden Schein. Wenn in großen Handelsstädten

der Uebermuth sich von den drückenden Lasten des Tages stürmisch und keck in schwelgerische Freuden stürzt, wenn die vom Dienst der Arbeit erlahmten Glieder sich plötzlich fesselos zeigen, um die Lust zu erhaschen, wenn das schnell erworbene Lebensglück am grünen Tische eben so schnell in Verzweiflung endet: so erweckt das alles noch kein beklemmendes Gefühl, ich sehe die tausend Strömungen eines immer bewegten, nie versiegenden Lebens, mein Blick stößt bei so viel Quellendrang von allen Seiten auf keine leere, öde Stelle. Was dann an solchen Orten großartiger Handelsthätigkeit, bei der furchtbaren Schnelle im Wandel der Dinge, die Miene physischer und moralischer Verzweiflung und Verzerrung annimmt, wird rasch verschlungen von der Woge eines unaufhörlich bewegten Lebens, dem neue Wege zu eröffnen der Witz der Erfindung und der Verstand der Speculation nicht müde wird. Der Blick reicht weit hinaus in die Welt, die Kleinigkeiten des nächsten Verkehrs werden nicht wichtig, Millionen strömen aus und ein, und wenn auch hier und dort ein Arm zerbricht, hundert neue greifen ein, hundert neue

Lebensschiffe segeln aus mit frischen Hoffnungswimpeln, wenn auch hier und dort ein einzelnes scheitert oder entmastet und halb zertrümmert in den Hafen zurücklauft. Nicht das Unglück des Lebens ist widerwärtig, sondern das gemachte Glück, und eine Stadt, die nur zur Function einer soliden Mittelstadt voll bloßer Handwerksthätigkeit berufen, den Glanz eines großen Residenzlebens um sich breitet, verfällt in hohle Nüchternheit und gibt das Bild eines erheuchelten Scheinglücks.

Mehrere jener Bauwerke, welche die romantische Neigung früherer Landgrafen und Kurfürsten unternahm, und deren Ausführung zwischen Land und Stadt einen fast schneidenden Gegensatz an den Tag stellte, sieht man jetzt verödet und bei Seite geschoben. Das große Octogon mit dem Herkules und einer der Wasserfälle auf Wilhelmshöhe sind verfallen; die eines Beherrschers aller Reußen nicht unwerthe, in den prachtvollsten und kolossalsten Verhältnissen entworfene Kattenburg, deren Grundbau eine Million kostete, steht mit ihren Untermauern verödet da, zum Zeichen dessen, daß der Sinn der Fürsten nicht über die Nation hin-

aus kann. Unter der jetzigen Regierung sind die Augen auf wesentlichere Dinge gerichtet, die mehr Noth thun und Ausgleichung der innern Verhältnisse des Landes erzielen. Im September wird die Kammer eröffnet. Es wird sich um die rothenburgische Erbschaft handeln, und in Frage gestellt werden, ob dieselbe dem Fürsten oder dem Lande zukommt. In Preußen würde dergleichen gar nicht zur Frage kommen. Man würde sagen: es gehört dem Fürsten; aber der Fürst würde sagen: ich schlage es zu der Staatskasse, aus der wir unsere Schulen und Institute versorgen. In England gäbe diese Frage über Mein und Dein ein imposantes Schauspiel. Sie würde vor dem Parlamente vom Anwalte der Krone und den Rednern des Volkes verhandelt und nach Statuten entschieden werden, auf denen die Zuversicht der Nation beruht. In Preußen würde die Majestät des Fürsten die Sache lichten, in England bliebe die Person des Königs ganz außer dem Spiele: in einem kleinen constitionellen Staate wird es leicht zum Gegenstande kleinlicher Hitze zwischen Mi-

nistern und Repräsentanten. So was man „abäschern" nennt, kommt hier leicht vor.

Man spricht hier seit einigen Tagen viel von Herrn v. Lepel, der jetzt wieder ins Ministerium tritt, nachdem er mehrere Jahre in Frankfurt a. M. privatisirte. Man wollte wissen, er sei der Mann dazu, das Dilemma zwischen Regierung und Land in Betreff der rothenburgischen Sache mit Geschick zu lösen. Ein zweiter Gegenstand hiesiger Conversation ist die Frage, ob Professor Jordan in Marburg wieder zum Volksvertreter gewählt und, wenn gewählt, von der Regierung bestätigt wird. Die Hessen sind nicht mehr blind. Herr Jordan ist eines ihrer Augen. Ob es aber wohlgethan und zum Heil der Lebensinteressen zweckdienlich sei, wenn der Mund so viel spricht, als das Auge sieht, ist eine Frage aller Zeiten, aller Jahrhunderte, eine Frage der Menschheit, die mit dem bestimmtesten Nein zu beantworten ist. Man soll das Werden der Dinge nicht durch das vorschnelle Wort stören. Der Blick des Auges ist fein, geschmeidig, selbst wenn er den Grund ermißt und ins Innere dringt, aber das Wort,

das ihm nachkommen will, wird eckig, scharfkantig, verletzend. — Wenn ich Ihnen ins Herz sehe, Dina, werd' ich mich wohl hüten, Alles zu sagen, was drinnen zu lesen steht. Ich erblicke weit mehr, als das befangene Leben als fertigen Ausspruch duldet. Wann der Pfinsttag kommen wird, der die Zungen löst, — weiß ich nicht; aber ob er kommen wird — Dina?

5.

Arnsberg, den 19. Mai.

Es will hier in Westphalen noch gar nicht Frühling werden, meine Freundin. Rauhe Bergluft, sparsame Blüthen und Wälder, die nur erst anfangen, ihr braunes Winterkleid mit jungem Grün zu vertauschen. Besonders nach der Nordseite der Bergabhänge hin steht alles mehr herbstlich als frühlingsfrisch, und die Landschaft macht ein grämliches Gesicht. Das kommt von der Höhe des Terrains. Die höhern Regionen, Dina, leiden an Kälte, das arme Herz kann nicht heraus-

schlagen, einer lachenden Welt entgegen; auf den höchsten Punkten im Leben ist sogar Zugwind unvermeidlich. — Um aber von Westphalen zu reden, so muß ich bemerken, daß die Wasserfläche der Ruhr bei Arnsberg 2000 Fuß über der Meeresfläche liegt; von den Bergen will ich gar nicht reden.

Westphalen macht keinen vortheilhaften Eindruck. Das Sintfeld, die marburger und soester Börde sind fruchtbare Ebenen, allein der Spätfrost hält auch hier Alles zurück. Im Norden und Nordwesten sind lange Heidestrecken, und in den bessern Theilen gibt es oft nur 40 pCt. Ackerland. Die Waldungen bieten auch nicht viel Ertrag, man läßt das Wild nicht allzusehr gedeihen, um die Jagd-Entschädigungsgelder zu sparen. Der Fleiß der Bewohner ist beispiellos, allein Bauern und Edelleute mühen sich vergeblich ab, um sich die ersten Bedingungen eines Wohlstandes zu sichern. Ein westphälischer Graf, der neben mir im Wagen saß, gab mir die Belege für dies Resumé; er hatte Geist genug, um in seinen Ansichten über allen Localpatriotismus hinweg zu sein. Er war noch in den Dreißigen, un-

verheirathet, aber solid und von geregelter Gesinnung. Er hatte in Göttingen studirt und verwaltete nun seine etwas kärglichen Güter. Das Leben in größern Städten kannte er wenig, um so ungeschminkter war die Würde und Ruhe, mit der er das Mißgeschick, ein Graf zu sein, ohne gräflich zu leben, zu tragen wußte. Schon der Umstand, daß er mit der Post fuhr und neben mir saß, ließ auf keineswegs glänzende Verhältnisse schließen. Er hatte in Arnsberg und Elberfeld Geschäfte, in Düsseldorf wollte er das musikalische Pfingstfest erleben; also war unser Weg derselbe. Es war etwas bürgerlich Edles, Reinmenschliches in seinem Wesen, von blasirter Vornehmheit keine Spur. Bei aller Klugheit und Geistesbildung war doch die westphälische Naivetät das vorherrschende Element seines Naturells. Mir war diese Erscheinung um so auffallender, weil sie durchaus nichts Auffallendes bot. Auf arme Edelleute stößt man in den Provinzen des preußischen Staates überall, allein selten auf solche, welche die gespreizte Anmaßung einer Scheinhöhe verschmähen. Nichts ist verdrießlicher, als ein pauvrer Aristokrat, der

den Leuten die Illusion erwecken möchte, er gelte mehr als sein Beutel besagt, und dem die Bildung abgeht, um als Mensch Gültigkeit zu finden.

Einem heruntergekommenen Edelmann bleibt nichts anders übrig, als ein verständiger Mensch zu sein, und das ist mehr, als ein heruntergekommener Edelmann in der Regel erschwingen kann. Ist er jung, so kann er freilich, um sich den Nimbus einer bevorzugten Menschenclasse und den Schimmer eines glänzenden Scheinlebens zu erhalten, Militair werden, allein ein verständiger Mensch wird er dadurch noch nicht. Ein Handwerk zu treiben, ist er zu abergläubisch; er fürchtet, die Ahnen erscheinen ihm des Nachts und machen ihm lange Gesichter; es kann auch nichts tragischer sein, als ein adeliger Schneider, nichts melancholischer als ein Baron, der einen Barbier abgibt. Und ist der Edelmann zum Handwerk zu abergläubisch, so ist er zum Kaufmann zu aufgeklärt, denn viel Aufklärung gehört nicht dazu, um einzusehen, daß er mit seinen Ahnen keinen erklecklichen Handel treiben könnte, und reichten

sie bis auf Noah hinauf, den ersten Sterblichen, der sich im Weinrausche seine Gesinnung parfümirte. — Wirft sich ein armer Edelmann auf Landökonomie, so muß er seinen Acker selbst bestellen und hat nicht Bildung genug, um mehr als Bauer zu sein. Es hält, bei Gott! schwer, daß ein armer Edelmann ein Mensch wird. Einem reichen steht mehr als Fürsten und Prinzen die Welt zum bedeutsamsten Lebensgenuß offen; er ist der anerkannte Bürger zweier Welten, er genießt die Vorrechte einer alten und einer neuen Zeit, er ist ein Janus mit zwei Köpfen, rückwärts das Diplom auf der Stirn, vorwärts eine Million auf der Lippe, rückwärts romantisch, vorwärts classisch, und der classische Vorderkopf kann den romantischen Hinterkopf tüchtig auslachen, ohne daß er's sieht. Unsere Zeit hängt in der Schwebe zwischen alten Grillen und neuen Gedanken. Ein Edelmann, der Geld hat, ist in beiden Fällen ein kleiner Erdengott. Aber an sich ist der Adel der Geburt eher ein Fluch, mindestens eine Last. Seien Sie froh, Leopoldine, daß Sie einen Adel der Seele besitzen, der auch für zwei Welten, ohne alle

Zuthat, für dieſſeits und jenſeits, vor Gott und Menſchen, gültig iſt.

Arnsberg hat als Sitz einer Regierung viel abſtractes Preußenthum. Militair iſt nicht viel ſichtbar, aber deſto mehr Beamtenſtand, nicht glänzende Coquetterie, aber ängſtliche Pünctlichkeit erſcheint als vorherrſchend. Man ſieht nur Leute mit Acten unterm Arm über die Straßen eilen. Es fehlt an Beſitzſtand, ſelbſt im Winter kommt der Landadel nicht in die Stadt, um einigermaßen Saiſon zu machen. Der Beamtengeiſt läßt den Ton des Umganges nie geſellig werden. Der Katholicismus prädominirt nicht wie in Münſter und andern Städten des Landes; die hieſige evangeliſche Gemeinde hat unter den Höhergeſtellten ihre Mitglieder. Das Kloſter iſt ein Gymnaſium geworden, die Ruinen des alten Schloſſes, das im ſiebenjährigen Kriege niedergebrannt wurde, ſind von ſchlechtem Geſtrüpp überwuchert. Preußen macht aller baufälligen Romantik ein Ende. Kloſter Bredla iſt eine Eiſenfabrik, Kloſter Rumbeck ein weltliches Gut geworden. (In Bonn hat man ein Franciskanerkloſter ſogar in eine Brannt-

weinbrennerei verwandelt.) Als wir durch Rumbeck fuhren, guckte ein altes bleiches Nonnengesicht mit den erloschenen Augen, das Haupt aschgrau verhangen, durch eine Klosterluke. Es war die letzte der Schwestern von Rumbeck, die ihre Zeit überlebte. Ich weiß nicht, ob der Ton des Posthorns sie herbeigelockt, aber sie stand und lugte hinaus in die Welt. „Guten Morgen, heilige Schwester!" rief ich ihr freundlich zu, aber die alte Ruine fuhr erschrocken zurück, der Gruß war wohlgemeint, aber zu weltlich. Die Westphalen capiren schwer, sie wissen die preußische Weltlichkeit noch gar nicht recht zu nehmen. Auch mag es nicht leicht sein, dem Lande eine moderne Physiognomie zu geben. Am Katholicismus hatten die Westphalen einen Trost für ihre weltliche Armuth. Nun verwandelte der Staat die Klöster in Schulen und Fabriken. Um jedoch Intelligenz und Werkelthätigkeit in Flor zu bringen, reichen die eigenen Quellen Westphalens nicht aus; so geht die Erziehung des Volkes für neue Lebensinteressen nur langsam, wenngleich sicher. Ein Glück ist es immer, daß Westphalen in den Händen eines modernen

Staates ist; sich selbst überlassen, wäre es noch ein altes Nest voll salopper und armseliger Romantik. Wenn ein König romantisch sein will, so kann er seine Grillen glänzend ausführen, aber wenn die Pfaffen für die Romantik der Bauern sorgen, so wird nichts aus dem Schmuz herausgearbeitet. Der Katholicismus, der sich nicht mit allem schmücken kann, was die Welt der Kunst erfüllt, hat eine verkümmerte Miene. Die Religion des Katholicismus will eben sich alles Reichthums im weltlichen und geistigen Leben bemächtigen, um die gesammten Schätze der Erde vor dem Unsterblichen hinzubreiten, so daß Alles als eingeweiht erscheint in den Nimbus eines einzigen großen heiligen Zusammenhanges. Durch Marmor und im Glanze der Farben müssen die gotttrunkenen Künstler reden, Posaunen und Flöten den trägen Menschen erschüttern und erweichen, damit er inmitten seiner sinnlichen Hülle sich vom Athem des Allmächtigen getragen fühle, der nicht die Erdenwelt schuf, um Leib und Seele zu trennen, heute zu werkeln, morgen zu beten, sondern der den Reichthum des Menschenlebens hervorrief, um Alles als Einen

Ausfluß seines tiefsten Wesens mit geweihter Seele hinzunehmen. So ist der Sinn des Katholicismus; er soll zeigen, wie der Geist die Welt bezwingt, nicht sie vernichtet, sondern verklärt. Nehmt ihm seine glänzenden Formen, so nehmt ihr ihm auch sein Wesen, denn er will sich aller Fülle der Sinnenwelt bemächtigen, um von außenher die Seele zu erfassen. Einen Bauer könnt ihr nun leicht eblouiren, allein ein leidlich aufgeklärtes Bürgerkind läßt sich nicht schnell fangen; da müßt ihr schon mehr Mächte heraufbeschwören. — Ich habe in dem armseligen Westphalen keine Kirche besuchen können.

Um die Armseligkeit des guten Westphalens recht klar mit allen fünf Sinnen aufzufangen, muß man eine Bauernhütte besuchen. Es war ein Rauchnest der nobelsten Art, in das ich trat. Hof, Flur, Stube, Küche, Kammer — alles Ein Raum. Hinten lag eine Wöchnerin im Qualm der Finsterniß; das war nur zufällig. Aber ein Gewürm von Kindern kroch am Boden, der wie die Wände mit schwarzem Staube überzogen war. Hinter einer Planke gähnte Ochs und

Schaf herüber in dies Menschenleben, das nur durch zwei lockere Bretter vom Thierreiche geschieden war. Geräthschaften für Haus und Feld, die am Boden zerstreut lagen, machten den Wandel in der dunklen Höhle lebensgefährlich. Ich stand und horchte, sehen ließ sich wenig, Eine Gräue begrub Alles, Vieh und Menschen. Die Kinder würgten steifen Brei, die Vierfüßer röchelten, der Wöchnerin war schlecht zu Muthe, mir noch mehr. Eine Zugluft hielt die Atmosphäre der Dampfhütte in Bewegung, sonst wäre Erstickung eine Kleinigkeit gewesen. Nicht vom Schornsteine kam der Luftstoß, denn Feuereffen hat man hier nicht, aus Industrie, man geht mit dem Rauche sehr speculativ um. Der obere Flügel der großen Thür stand auf, dort drängte sich der Strom des Rauches hinaus und war froh über seine Befreiung. Ueber der Thür oben, wo sich der Qualm am meisten sammelt, hing es wie Kopf an Kopf gespenstisch, düster, grauenhaft, aber dickschwartig und inhaltsschwer. Es waren die Schinken, die berühmten westphälischen Schinken, die einzigen Wesen, die sich hier wohl befanden. So viel mußte zu-

vor geschehen, ehe es erfüllt wird, was gesagt wird von den Schinken: sie haben ihres Gleichen nicht! So viel Schranken zwischen Mensch und Thier müssen erst beseitigt werden, um die Schinken gedeihen zu lassen. So viel Thränen mußten erst fließen, denn der Rauch hatte meine Augen schier zerfressen. Ach ja, der Mensch verliert was hier der Schinken gewinnt! — sagt ähnlich ein Dichter. Ich verstand ihn jetzt und ging. Mein letzter nasser Blick war auf die Schinken gerichtet. Ich habe allen Respect vor der westphälischen Romantik.

Es sieht nicht überall so kümmerlich aus in der westphälischen Bauernwelt. Es gibt Landleute, die bis in ihr sechzigstes Jahr mit den Schinken sich eingeräuchert und ein hübsches Geld verdient haben. Sie sind dauerhaft geworden vom Rauch und setzen sich in ein bequemes Gebäude, wo sie noch ein zehn Jahre lang Lebensluft schöpfen. Die Westphalen sind ein derbes Fleisch, das auch ungeräuchert lange aushält. Ich bin begierig, wie Grabbe in seiner Herrmannsschlacht die Thusnelda geschildert hat, gewiß als ein

handderbes westphälisches Bauernweib. Armer Grabbe! ich wollte, Du hättest Deinen Körper eingeräuchert, statt daß Du ihn mit Weinessenzen zu Tode balsamirtest.

Noch einen Zug westphälischer Romantik geben die Bettler in manchen Gegenden des Landes ab. Man glaubt, es sei ein mit Sepia gemaltes Bild, wenn so eine Gruppe um einen Heiligenstein gekauert liegt; so ein Braun von Schmuz ist über die Gestalten gegossen. Dabei sind sie ehrwürdig, ergraute Einsiedlergestalten, wie Johannes der Täufer gekleidet, man wagt es nicht, sie zu berühren. Ich wünsche mir ihre entferntere Bekanntschaft, wie Falstaff sagt. — Auffallend ist der Unterschied zwischen den Bettlern eines katholischen und eines protestantischen Landes. Der katholische Bettler trotzt auf die Romantik seiner Erscheinung, er nimmt die Miene des Elends nur an, weil er sie von Heiligenbildern gelernt hat. Sein Anblick ist unwiderstehlich; man gibt, um ihn schnell los zu werden. In protestantischen Ländern sind die Bettler mehr speculativ witzig, schon weil die Polizei ihnen mehr auflauert. Der katholische Bettler fordert um eines Heiligen, um

der Mutter Maria willen; man fühlt sich selbst verletzt, wenn man ihn abweist. In protestantischen Ländern sind es meist Jungen, die den Reisewagen attaquiren. „Ach, meine Mutter ist so krank!" schreien sie; eine Lüge ist der andern werth, man sagt, man habe kein kleines Geld. Nun aber etablirt der Bursch seine Talente. Er schlägt ein Rad, überwirft sich, macht Männchen, alles im Gleichtritt mit dem rollenden Wagen. Du lachst und gibst dem Hallunken nach Verhältniß.

6.

Elberfeld, den 21. Mai.

— Schon eine Strecke vor dem hübschen Iserlohn hört Westphalens Katholicismus und Armuth auf; es beginnt eine weniger kräftigrauhe, eine weichere, gefälligere Landschaft, und das bürgerliche Comfort einer fabrikthätigen, in die Werkelluft der Gegenwart ganz aufgegangenen Menschenmenge erstreckt sich durch das

ganze Wupperthal. Die Schinken mit den Rauchhütten, der Pumpernickel und die ganze malpropre Romantik Westphalens machen einem modernen Protestantismus Platz, der auch seine Fäuste hat, aber sie speculativ zu gebrauchen weiß. Der Adel und der Bauernstand hören auf und ein rührriges Bürgerthum macht sich meilenweit Raum. Saubere Wohnungen, glatte Fenster mit vorsorglichen Jalousieen, emsig gepflegte Gärten, geleckte Landhäuser, wohlgenährte Backen, lackirte Gesichter, überall Fleiß und Wohlstand, aber eine gewisse, nur halbaufathmende Heiterkeit, bei der man — wie beim Hunde den Knüppel — die Grobschmiedsfaust, die sie bändigt, nie vergißt.

Ganz Iserlohn riecht nach Eisen, alles sieht eisenhaltig aus, selbst die iserlohner Schönen, die beim Schmettern des Posthorns an Thür und Fenster eilten, zeigten uns Gesichter voller Eisenflecke. Flinke Mädel, nette Augen, weiße Haut, fast so weiß wie meiner Großmutter ihre bielefelder Leinwand, aber auch wie diese, voller Eisenflecke. Diese Eisenflecke im Angesicht nennt man anderwärts Sommersprossen, allein ich

glaube, diese kleinen fuchsgelben und hellbraunen Tüpfchen auf zartem Teint sind eine Erfindung der Jungfrauen von Iserlohn, ein kleines überflüssiges Nebenresultat der iserlohner Eisendrahtstrickereien. Sommersprossen sind sehr häufig eine überflüssige Zugabe zu weißer Haut, die man mit in den Kauf nimmt; es läßt sich nicht ändern. Als Junge liebte ich einmal ein hübsches blondes Mädchen, das meine Großmutter nicht ausstehen mochte. Sie hielt das gute Kind für dumm, aber das liebe Kind war sehr klug, obschon wortkarg, befangen, — „ruhig engelmild." — „Sieh doch nur hin," sagte die Großmutter, „was hat die Lina für Eisenflecke im Gesicht!" — „Ach, liebe Großmutter," sagte ich, „sieh doch nur Dein bielefelder Tischzeug an! Das Ungeschick der Mägde hat Dir einige Eisenflecke hineingebracht, die gar nicht wieder herausgehen. Aber schneeweißer Damast, Großmutter, bleibt doch schneeweißer Damast, und die Muster darin! die Blumen und Vögel, Großmutter!" — Die blonde Lina war doch das hübscheste Muster von der Welt, ein Amalgama von Blume und Vogel.

Man glaubt sich hier in einer merkantilen Republik, nirgends Beamte, kein Militair. Welche Wohlthat! Preußens königlicher Aar schwebt schirmend über dem Wupperthale, aber man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht, man fühlt nur leise seine weiten Schwingen, die bis nach Frankreich, bis nach Rußland reichen, und für das kleine Fabrikvölkchen den Westen und Osten festhalten. Das ganze Wupperthal ist ein Ameisenhaufen voll Betriebsamkeit. Mehrere Meilen weit eine lange Kette von Fabrikgehöften, Dörfern und Städten, Barmen, Wupperfeld, Gemark, Wichlinghausen, Rittershausen, Elberfeld — alles ein still thätiges Gewühl, eine tausendfach gegliederte Maschine. In diesem Thalgrunde lebten vor hundert Jahren vielleicht ein paar Tausend Menschen, auf Ackerbau und Feldarbeit gewiesen; jetzt zählt man 60,000, von denen die eine Hälfte auf Elberfeld, die andere auf das Thal Barmen kommt. Elberfeld ist der Hauptsitz der bergischen Fabriken und führt in seinen 200 Comptoiren, wie eine vorsorgliche Haushälterin, das Buch für die Grafschaft Mark und das bergische Land. Ich kann nicht läugnen, daß der

Habitus dieser Stadt mir etwas düster vorkommen will. Trotz ihrer emsig gepflegten Reinlichkeit und allen hundertfachen Zeichen kaufmännischer Opulenz haben die Gebäude mit den schwarzgebrannten Ziegeln und den zum Theil mit Schiefer bekleideten Wänden etwas Beengendes, Gedrücktes. Dazu kommen die schmalen, vielverschlungenen Gassen und das Gewürm blasser, hagerer Fabrikmenschen, die sich der Stickluft der Maschinensäle nur zu gewissen Stunden entwinden, und die grünen Jalousien auf den schwarzen Seitenwänden der Häuser sehen auch nur aus wie eine Sperre für Kopf und Herz. Ich zweifle nicht an der Intelligenz der reichen Kaufmannsfamilien, aber ich fürchte, ich fürchte für die untern Classen und deren Zeitvertreib.

Den 22. Mai.

— Fabriken, Maschinenstuben, Plätze, Wirthshäuser habe ich besucht; überall hört man von den pietistischen Flugschriften, die sich um eine Predigerwahl drehen, und ich kenne jetzt den Zeitvertreib der hiesigen

Volksklassen. Es ist sehr wichtig, die Art und Weise der Erlustigungen unter den niedern Ständen zu kennen. In Wien vergißt der Pöbel über seinem Zeitvertreib sehr viel. Brot und circensische Spiele! schrieen die Römer und vergaßen noch mehr. Hier zu Lande sucht man in Beten und Conventikel-Frömmigkeit Erholung für die Last des Werkeltages. Das Beten mag in der Abenddämmerungsstunde unter guten Brüdern und Schwestern ein ganz angenehmes Plaisir sein, allein da stehen die Tempel des Herrn! Die offene Stirn dem hellen Tage geboten, du frommes lichtscheues Gewürm! In ***, einer sehr verständig aufgeklärten Stadt, wo aber auch die frommen Mucken wuchern, gab es vor kurzem noch ein von der Regierung verpöntes Bethaus, wo sich die frommen Leute in Abenddämmerungsschein versammelten, um in traulicher Gemeinschaft allerlei Andachtsübungen obzuliegen. Eine von den Andachtsübungen nannten sie „Engelchengreifen". Sie saßen in bunter Reihe, immer ein Männlein und ein Weiblein, um einen runden Tisch und bliesen die Lichter aus. Nun ging's ans „Engelchen-

greifen," immer mit den Händen nach oben durch die Luft, kreuz und quer, Manchem stand der Schweiß auf der Stirn. Aber ich war nicht dabei, Leopoldine, ich bin unschuldig.

Ich sitze hier im zweibrücker Hof, meine Freundin, ein Haufen religiöser Streitschriften, wohl zehn bis zwölf an der Zahl, liegt vor mir auf dem Tische. Man betreibt in Elberfeld alles fabrikmäßig, auch die Frömmigkeit. Die Streitschriften sind ganz neu erschienen, ihre Reihe ist noch nicht geschlossen, es hängt sich hier Gewicht noch an Gewicht, und will hinab mich ziehen in die Tiefe, wie Max Piccolomini sagt, der gute Mensch. Aber ich kenne nun diese Pappenheimer!

„Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!" Das sei mein Motto für diese Geschichte, das die Arbeiter am elberfelder Weinberge Gottes, die Herren von Barmen, Unter-Barmen, Ober-Barmen und Gott-Erbarmen ganz vergessen haben. Es ist der alte Streit zwischen Rationalismus und Supernaturalismus, den man hier verführt. Der nüchterne Verstand will sich

der Religion bemächtigen, schneidet bedenkliche Gesichter und nennt dies Kopfschütteln und Gesichterschneiden die einzig mögliche Miene der Aufklärung des Jahrhunderts. Ihm gegenüber waffnet sich das still seinem Glauben hingegebene Gemüth, stachelt sich zum Kampfe auf, und siehe! was Liebe schien, wird eine Furie des Hasses und bringt alle Schreckniſſe eines Fanatismus, der freilich dem Pöbel leicht imponirt. Der Verstand kann ebenso sündigen, wie das Gemüth, beiden kann die Vernunft abgehen. In dem elberfelder Fabrikleben haben Verstand und Gemüth sich die Stirn geboten, wie wenn in einer Maschine das Triebrad mit dem Hemmrade hadert; die Fabrik steht still. Was die protestantische Theologie im Ganzen und Großen zeigt, sehen wir hier zu Lande practisch en miniature. Die Sache hängt örtlich sittlich zusammen.

Herr Eduard Hülsmann, Pastor in Dahl, ein Mann von der lautersten Gesinnung und anerkannter Rechtschaffenheit in seinem Wollen und Wirken, schrieb eine Predigerbibel, ein Handbuch für angehende Lehrer der Gemeinde. Es gibt einen Rationalismus, der sich

in allen menschlichen Verhältnissen des Lebens als eine durchaus tüchtige Kraft des Geistes bewährt, aber unfähig ist, die höchsten Probleme menschlicher Forschung bis zum Siege der Verklärung zu lösen. Dieser Rationalismus steckt in dem Buche des Herrn Hülsmann. Man ließ die Sache Anfangs gut sein; die große Menge der Frommgläubigen hatte in andern Vertretern des göttlichen Wortes ihre Redner. Herr Hülsmann wurde jedoch von der Gemeinde zu Schwelm zum Pfarrer ernannt, und nun trat Magister und Prediger Sander auf, der sich „Diener am göttlichen Worte in Wichlingshausen" nennt, und suchte die Ansichten, aber auch die Gesinnung des Herrn Hülsmann als ein Heidenthum der schnödesten Art allen Gläubigen darzustellen.

Der Pietismus ist ein sehr erklärliches Product des hiesigen Lebens. Der Handel mit seinen freien, kecken Blicken in die weite Welt macht den Sinn aufgelegt, die heitere Seite des Lebens aufzufassen und in bequemer Gefälligkeit für die aufgebürdete Last eintöniger Berechnung Ersatz zu suchen. Die Fabrikthätigkeit verdumpft den Sinn zu Melancholie, und eine Arbei-

terschaar, welche die ölige Schwüle der Maschinenställe verläßt, sucht ihre Erholung in dem Kitzel frommer Wehmuth. Ich habe diese Haufen gesehen, mit den fahlen Gesichtern, den erloschenen oder verkohlten Augen. Diesen Menschen kann mit einer leichten Ergötzlichkeit heiterer Genüsse nicht mehr gedient sein, sie müssen sich berauschen, leiblich oder geistig, um die erschlafften Nerven zu beleben. Und ein Gemüth, das sich in der Zerknirschung der verhüllten Seele bis zur Lust wohlgefällt, sucht sich auf Augenblicke ebenso von der lichten Gotteswelt abzukehren, als es der Verzweiflung durch sinnbetäubende Reizmittel möglich wird. Einer solchen Stimmung in der Menge Nahrung zu verschaffen, stärkende, aber nicht betäubende Nahrung, das ist die Aufgabe der geistlichen Seelsorger. Die Offenbarungen der Religion sind hier das einzige Labsal für die bedrückte Angst des Lebens. Aber die Offenbarungen der Religion sind licht, nicht dumpf, sie zünden Leuchten an, welche hell machen und wärmen, sie schüren nicht glühende Kohlenfeuer, die unter der Asche des schwülen Wahnes fortzehren und mit ekelm Dunst

das Gehirn völlig verdörren. Die Wunder des heiligen Lebens, von denen die Bibel erzählt, treten in die gedrückten Gemüther mit ihrer tiefen Wirkung, und ein Volk, das der Glaube beseligt und über die Trübsal des Lebens forthebt, ist eine echt menschliche Erscheinung. Licht und klar macht das Wunder, denn es setzt dich ungeahnet in den Zusammenhang mit Gott und Welt. Könnt ihr die Wunder der Geburt, die Wunder des tagtäglichen Daseins nicht forträumen, wie wollt ihr sie aus der Entzückung der gotttrunkenen Propheten und Apostel verbannen? Mit der Beseitigung dieses und jenes Wunders im Leben Christi habt ihr noch nicht die Nothwendigkeit des Wunderglaubens beseitigt. Rühret dem Menschen nicht an seine heilige Nacht, sonst wird sie Feuer speien und Dunst brüten, statt daß sie die still verschwiegene Mutter des Lebens ist. Dunst und Qualm aber hat sich der Gemüther hier bemächtigt, durch falsche Leitung, emphatische Hitze und den Widerspruch des nüchternen Verstandes, der überall Tag machen möchte und die Nacht stört, weil

ihm die Weihe der Empfängniß fehlt für ihre keuschen, tiefen Schätze.

Hr. Eduard Hülsmann hat sich in seiner Prediger-Bibel zum Geschäft gemacht, angehende Kanzelredner über die Wunder in den heiligen Büchern aufzuklären. Es ist schon eine ganz falsche Voraussetzung, ein Buch für den Geistlichen sei heut zu Tage nicht auch ein Buch für die Menge. Wenn inmitten der wissenschaftlichen Forschung, wie in der Schrift des tübinger Strauß, der speculative Verstand das Dilemma zwischen Wissen und Glauben abermals aufnimmt, so wird die speculative Vernunft die Einigung schon wieder zu finden wissen. Denn das Genie stürzt und zertrümmert gar viel, aber es gibt dem Geschlechte eine ganz neue, volle Weltanschauung, und es kommt dann nur darauf an, wie schwer oder wie leicht das Zeitalter auf sie eingeht, um in ihr ein neues Dasein zu beginnen, das ganze System des Lebens auf neuen Fuß zu stellen. Ein solcher, nicht blos negirender, sondern schöpferischer Genius ist in Strauß lebendig geworden, und das Genie ist immer das siegende Element. Wenn aber der

praktische Theolog angehenden Amtsbrüdern die Möglichkeit verdächtigt, von einzelnen Wunderthaten, deren Wahrheit in ihrer geistigen Bedeutsamkeit liegt, vor der Gemeinde mit der Kraft poetischer Empfänglichkeit zu reden, so heißt das nicht mehr der Forschung neue Wege bahnen, sondern die Zustände im Kleinen turbiren, da man sie im Ganzen und Großen weiterzufördern nicht die Kraft hat. Was Hr. Hülsmann sagt, ist schon längst gesagt. Seine hingeworfenen Verschläge zur Auf- und Abklärung der Wunder, deren poetischer Duft und Zauber schon Millionen Gemüther fesselte, sind ein neuer Beweis, wie unfruchtbar der Verstand ist, wenn er wähnt, Religion sei blos sein Werk, nicht auch Sache der Phantasie, Sache des vollen ganzen Menschen. Die Mythe ist nicht Historie, die Mythe ist weit mehr, gibt weit tiefer, weil eben dunkler, den Zusammenhang von Gott und Welt, ihr heiliger Sinn ist ihre Wahrheit. Tiefere Wahrheiten gibt es nicht, als die Mythe sie birgt, denn die Mythe steht als der Engel an der Wiege des Lebens, und drückt den geheimnißvollen, deutungsreichen Weihekuß

auf die Stirn des Schläfers. Wenn er erwacht, ist noch sein Auge trunken vom Morgenhauch der Liebe Gottes, und was die Wirklichkeit dann bringt als Erfüllung dessen, was die Mythe verhieß, erschöpft erst am Ende der Tage den vollen Gehalt ihrer prophetisch dunkeln Heiligkeit. Erst am Ende der Tage, wenn die Historie fertig ist mit ihren factischen Geburten, kann man sagen, die Wirklichkeit sei größer und höher als die Mythe, denn was diese der ahnenden Seele nur leise zugelispelt, hat jene dann völlig ausgesprochen mit dem schallenden Worte, das alle Welt erfüllt.

So steht die Mythe vielverkündend in der Dämmerungsstunde an der Wiege jedes Lebens, jedes Volkes. So sind die Mythen des Christenthums, weil die Apostel sie in tiefster Entzückung verkündeten, reicher und voller als alle Wirklichkeit, bis diese wird vollendet sein. Wer das Lächeln des träumenden Kindes aus einer Säure im Magen erklärt, ist eben so unfähig, dem Leben die stillen Geheimnisse abzulauschen, als wer die Erscheinung der Taube des heiligen Geistes bei Christi Taufe sich achselzuckend mit der Aeußerung ernüchtert:

„Vielleicht flog gerade ein Taube zufällig vorüber, die man als Sinnbild der Unschuld deuten kann.“ Dies ist wörtlich Herrn Hülsmann's banquerotte Verstandesaufklärung. So wird das Wunder des Pfingstfestes geläugnet, denn der kluge Mann sagt, der heilige Geist sei ja schon vorher in den Aposteln gewesen. Der kluge Verstand weiß nicht, daß eine Wahrheit des äußern leiblichen Momentes bedarf, damit eben der Geist zur Erscheinung komme. So war die Verwandtschaft der göttlichen und menschlichen Natur auch schon vom Anbeginn der Welt eine sichere, wenngleich geheimnißvoll verschwiegene Wahrheit, die sich in der Sehnsucht prophetischer Gemüther verrieth; aber sie bedurfte der Erscheinung in leiblicher Gestalt, damit, was Mythe war und Urgrund des dunkeln Verlangens, zur lichten Bestimmtheit persönlicher Vollendung werde. Darum hat Christus als Gott, und alles, was die Erleuchtung der Apostel an ihm sah, tiefere Wahrheit und Wirklichkeit, als was ich hier mit der Hand fasse, mit dem Auge sehe, mit den Zähnen zerbeiße. Nehmet der Religion die Poesie, so streift ihr dem Schmetterlinge die Flügel

von den lichten Schwingen, und die Schwingen sind Staub und der Schmetterling ist keine Psyche des unsterblichen Lebens mehr.

Hülsmann's Vorschläge zum Verständniß der Wunder sind ein gar zu schlimmer Alltagsklatsch. An der Verklärung und der Himmelfahrt Christi zerarbeiteten sich die Fäuste der rationalistischen Erklärer am meisten matt und müde. Und doch liegt schon im Gedanken der Verklärung und der Himmelfahrt die begreifliche Nothwendigkeit beider Ereignisse. Wie kann der Gott, der Mensch geworden, damit eben das bis zur Angst gesteigerte, namenlos dunkle Gefühl von der Gottverwandtschaft der menschlichen Seele zur lichten Erscheinung wurde, — wie kann der Gott, der in die Aermlichkeit des Lebens herunterstieg, ihr anders enthoben werden, als durch Verklärung und Himmelfahrt? Hr. Hülsmann aber proponirt zum Verständniß jener Folgendes: „Denjenigen, die sich zum Glauben an eine Verklärung im Sinne der Evangelisten nicht verstehen können, lege ich folgenden Versuch vor, der sich, wie mich dünkt, durch Einfachheit und Natürlichkeit zu em-

pfehlen scheint. Jesus begab sich einst auf einen hohen Berg mit seinen drei vertrautesten Jüngern. (Dieser Passus ist in einem Style wie: Es war einmal ein Mann —). Angelangt auf demselben, entfernt er sich eine Strecke weit von diesen, um allein zu beten, und um mit unbekannten Männern, vielleicht Joseph, Nikodemus, Gamaliel, welche noch unbekannt zu bleiben wünschten, sich über den nun immer wahrscheinlicher werdenden Ausgang seines Lebens zu berathen. Petrus, Johannes und Jakobus wurden unterdessen vom Schlafe überwältigt, und als sie — vielleicht durch ein Gewitter (sehr pfiffig!) — aufgeweckt wurden, erblickten sie den Herrn auf einem Gipfel des Berges mit zwei andern unbekannten Männern, bestrahlt von der aufgehenden Sonne in einem magischen Lichte. Petrus, der rasche, von augenblicklichen Eindrücken abhängige Petrus, kommt auf den Gedanken, der Herr unterrede sich mit Moses und Elias. (Wie pfiffig nun auch der Petrus sein soll!) Am wenigsten dürfte uns die Stimme vom Himmel in Verlegenheit setzen (bitte recht sehr, bei Leibe nicht!), denn bekanntlich sehen die Juden den

Donner für eine Stimme der Gottheit an, welche sie denn nach den Umständen sich selber deuten." Allerdings alles nach Umständen! Ich wünschte nur, Herr Hülsmann käme mit seinem unfruchtbaren Verstande, wie man zu sagen pflegt, in andere Umstände.

Es ist keineswegs Herrn Hülsmann's Verstand, es ist der menschliche Verstand überhaupt, der mit Unfruchtbarkeit geschlagen ist, wenn es auf die Lösung der tieferen Räthsel des Lebens ankommt. Der Verstand ist ein sehr guter Bursche, für alle endlichen Dinge sehr brauchbar; er ist der beste Lohnlaquai, der dir die Merkwürdigkeiten dieser Welt zeigt und deutet, er ist der beste Stiefelputzer, der dir die Kleider säubert, er ist Romeo's treuer Knappe, der ihm die Fackel trägt bis ans Grabgewölbe, wo Julia begraben liegt und mit ihr alle Heiligthümer des Lebens. Da wird der gute Bursch verabschiedet, die Leuchte wird selbst zur Hand genommen. Ein Grabgewölbe, das Schätze birgt, steht um einen Jeden herum mitten im Blüthenwalde der Erde. Eine Pforte hat Jeder zu entriegeln, sei's, um im Kuß zu sterben, sei's, um todte Lippen wach zu küssen. Der Verstand

ist ein guter Junge, aber von so etwas versteht er nichts. Es wird ihm unheimlich, er wird dumm, und wenn er die Wache holt, kommt er doch zu spät und bleibt ein Narr. Der Verstand ist ein Calculant, der mehr als schlau sein möchte; wenn's hoch mit ihm kommt, wenn er recht sicher gehen will, holt er die Polizei, wie Romeo's Diener, denn die Polizei ist ein sehr verständiges Ding. Der Verstand ist ein Mensch nach der Uhr, und wenn er doch zu spät kommt, so liegt es daran, daß die Sonne noch weit richtiger geht, als seine Taschenuhr. Ich habe allen Respect vor dem Verstande, diesem ehrlichen Philister, der mir seine Rechnungen sehr pünktlich bringt; ich mag ihm nichts schuldig bleiben, sonst holt er die Wache. Der Verstand ist ein Ding, das der Schöpfer halb im Zorne, halb in satyrischer Anwandlung geschaffen hat. Der Verstand ist eine furchtbare Geißel für den Menschengeist; er ist der ewige Rechner und Zähler im Leben. Nachts ist er Nachtwandler, zählt die Stunden, arretirt die schwärmenden Gemüther. Den Tag über ist er Buchhalter, sitzt und rechnet, und wenn das Facit nicht

stimmt, wirft er dir das Buch an den Kopf, den leeren Beutel um die Ohren. Das ist die furchtbare Prosa dieses Mannes, der immer mit zugeknöpftem Rocke durchs Leben geht. Er trägt wasserdichte Stiefeln, sein Filzhut ist unverwüstlich. Einen Zopf kannst du ihm nicht drehen, denn er hat schon einen, einen langen, dürren, so lang, daß man sich an ihm erhängen könnte. Es ist gut, daß einer da ist, der den Profoß spielt und die Mahnbriefe herumträgt, es ist gut, daß einer dir vorrechnet, wie viel Sohlen du auf Erden ablaufst, und dich erinnert, wie viel Leder zu deinem irdischen Wandel gehört, wie viel Nähte deinen Lebensrock zusammenhalten. Was aber Himmel und Erde zusammenhält, davon weiß der Verstand blutwenig, oder er müßte denn alle Morgen an seine Brust schlagen und zu seinem Schöpfer beten: Gieb mir eine Unze Phantasie, guter Apotheker, um mein verdörrtes Gehirn zu feuchten! — Wenn ich auf dem Sterbebette liege, mit dem Uebergange in jene Welt beschäftigt, und dieser Lederne erscheint mir auch dann noch, um mir die

Schusterrechnungen für abgerissene Sohlen zu überreichen, — so wende ich mich — —.

Der Verstand in der Prediger-Bibel ist so ein Mann, der noch quittiren will, wo seine Rechnungen nicht mehr gelten. Es wird hier der ganze dürftige Cacúl des Rationalismus wieder aufgewärmt, obwohl er kalt läßt und Niemand mehr wärmt. Christi Tod, sagt die Prediger-Bibel, könne nur ein Scheintod gewesen sein; wären dem Heiland die Füße wirklich durchbohrt worden, so hätte er ja nachher nicht ohne Krücken herumgehen können. Der arme Verstand wird fast witzig wenn er banquerott ist. Sein Banquerott aber liegt schon in dem Gedanken, daß Gott Mensch geworden ist. Wenn Gott nicht Mensch geworden wäre, Gott und Mensch sich nie und nirgend geküßt hätten bis in ihre tiefste Seele hinein, führwahr! die Erde wäre ein jämmerlicher Ameisenhügel, das Leben so wurmstichig wie eine hohle Nuß. Es hilft nichts, daß Hr. Hülsmann sagt, Christus sei ein „eminent Begabter," ein „Einzigartiger" gewesen. „Einzig artig" ist ein sehr artiger Ausdruck, soll heißen „einziggeartet."

Und von Christi Erziehung macht Hr. Hülsmann viel Aufhebens. Ach, lieber Mann! ich habe auch eine sehr gute Erziehung genossen, auch war ich sehr artig, wenn auch nicht einzig artig, allein ich habe mir oder der Welt und dieser schlechten Zeit noch keinen von den vielen Teufeln austreiben können, den armen Teufel am wenigsten. Und den Glauben an die Wunder des Lebens sollte der Verstand, selbst wenn er es könnte, nicht eher forträumen wollen, bis alles Ungemach getilgt ist, das Unglück aufhört, kein Herz mehr weint, kein Gehirn mehr irre wird an unsäglicher Qual. Wenn die liebe Menschenwelt erst so regelrecht geht, wie eine elberfelder Spinnmaschine, dann hört aller Schmerz, alles Irresein, alles Verzweifeln über den Gang der Dinge auf, dann brauchen wir keinen Glauben an Wunder mehr und keine Zuversicht auf plötzliches Einwirken vom heiligen Himmel. Aber das Schönste, das Bedeutendste in Schmerz und Lust, tritt oft sehr confus ins Leben. Du gewinnst heute, was du morgen verlierst, bist arm und leer eine lange Zeit, und dann fällt einmal wieder ein Stern vom Himmel

in deine Seele, ein Herz zittert an dem deinen, unverdient, unverhofft — und vom Zufall an allen deinen Nervenspitzen durchschüttelt, glaubst du an Wunder. Und das Wunder macht dich licht und hell in deinem Gemüthe, und macht dich starkherzig und freudigklar, denn du fühlst dich wieder im Zusammenhange mit der Geisterwelt. Hier herrscht auch ein bestimmtes Gesetz des Umschwunges und der Haltkraft, aber wir kennen es nicht. Wir fühlen die Gewalten der Attraction und Repulsion, aber wir kennen nicht ihre Ursache. Wir schweben als Geister, nicht nach Willkür, nicht nach Nothwendigkeit, wir schweben frei und doch gebunden um eine große Geistersonne, die Gott ist. Wir suchen uns, wir fliehen und wir halten uns fest; es ist im Wandel der, ach! so wandelbaren Seele doch eine bindende Macht, aber sie ist geheim, verborgen wie Gottes Schooß. Du kannst das Maß des Geistes nicht ausmessen, denn du bist selber maßlos, Menschengeist. Darum sei nicht blöde, nicht eng wie ein Altraun, im Baumast eingeklemmt, sei himmelweit und ahne, wo du nicht fassen und begreifen kannst. Und

wenn du vor den Pforten des Gewölbes stehst, wo die Schätze des tiefsten Lebens ruhen, so thue die bestäubten Schuhe deines ledernen Verstandes von dir, denn die Stätte ist heilig.

Ja, wenn das Menschenleben eine elberfelder Spinnmaschine wäre! — Aber dann gäb' es auch öligen Qualm. So ein stockiger Oelgeruch weht mich aus der Broschüre Sr. Ehrwürden des Herrn Magister Sander an, dessen qualmiger Glaubenseifer nicht blos die Lehrsätze, sondern auch den persönlichen Werth des Herrn Hülsmann verdammen möchte. Die Schrift nennt sich ein „theologisches Gutachten über die Prediger-Bibel," ihr Verfasser einen „Diener am göttlichen Worte in Wichlingshausen." Sie ist das Erzeugniß einer schwülen Verdumpfung. Ein Herr v. Hammer hat zwei Sendschreiben an den Verfasser der Prediger-Bibel geschrieben; er nennt den stürmischen Magister einen Zettelträger des Evangeliums, der die Stichwörter des Christenthums wie ein Marktschreier gebrauche, um das Publicum zu gewinnen. Ein Hr. Snethlage, Pastor in Unterbarmen, hat zur Begüti-

gung der erhitzten Gemüther mit gelindem Oele eine Broschüre geschrieben. Herr Hülsmann hat sich vertheidigt. Seine zwei Brüder beleuchten in besondern Schriften die Streitfrage, der eine, ein Prediger in Elberfeld, als Lehrer der Gemeinde, der andere, Gerichtsdirector in Iserlohn, als Mensch und Jurist. Als Jurist hat der Letztgenannte den großen Vortheil, dem pietistischen Zionscerberus Verstöße gegen die Gesetze des Staates nachzuweisen, als Mensch gebührt ihm das Verdienst, den dumpfen Aufsatz in der berliner evangelischen Kirchenzeitung aufgeklärt zu haben. Diese Hengstenbergsche Zeitung nannte Magister Sander's leidenschaftlich einseitige Schrift ein gründliches, wahrhaft theologisches Gutachten. So steht es um die verwüstete Kirche Christi! Sehr schwächlich tönen dazwischen Herrn Spitzbarth's dünne „Worte des Friedens." Die Gemeide des Herrn Hülsmann hat in einer eigenen Broschüre ein Zeugniß ausgestellt, um den persönlichen Werth ihres Predigers und seine anerkannt moralische Würde gegen Sander's scheelsüchtige Seitenblicke zu

sichern. Ein Herr Immanuel Verus, — der — seinen Namen — mißbraucht, — hat auch — —

Verzeihen Sie, meine Freundin, ich war eingeschlafen. Selbst der Gedanke, Ihnen zu schreiben, hat mich nicht wach erhalten können. Die Broschüren-Fabrik im Wupperthale hat einen so einschläfernden surrenden Ton wie eine ferne Wassermühle.

Der Graf aus Westphalen trat ins Zimmer; er hielt ein zerfetztes Blatt Papier triumphirend in die Höhe. „Quälen Sie sich nicht mehr mit der Sichtung dieser christlichen Wirren im Wupperthale," sagte er lachend, „die Justiz hat entschieden, was bei der Verhetzung der Gemüther kaum noch zu schlichten möglich schien. Magister Sander war in seinem Eifer so weit gegangen, die Rechtmäßigkeit der Predigerwahl seines Gegners in Zweifel zu ziehen und die Vorsteher der schwelmer Gemeinde in ihrer Function als Wähler zu kränken. Daraus entstand ein Proceß. Hier ist der Entscheid. Der stürmische Zelote ist in die Kosten verurtheilt, muß 50 Thlr. Geldbuße und den beleidigten Vorstehern 100 Thaler als Entschädignng und

Schmerzensgeld zahlen. Sehen Sie, hier steht's Schwarz auf Weiß, obschon kaum noch leserlich. Ich habe das Blatt den Händen der wüthenden Streiter unten im Saale entwunden. Alles ist hier in unglaublicher Erhitzung, entweder für oder gegen die Sache."

Ich muß noch einen Punct erwähnen, der einen Blick in die Zustände deutscher Gemüther eröffnet. Herr Hülsmann, überall beipflichtenswerth, wo es die Praktik des menschlichen Lebens betrifft, spricht in seiner Prediger-Bibel sehr vernünftig über die Ehe und deren Auflösbarkeit. Ich bin Protestant und kann als solcher die Ehe nicht für ein Sacrament in dem Sinne ansehen, wie es die Taufe ist, bei der das Symbol das Göttliche ein für alle Mal vertritt. „Unwiderstehliche Abneigung," sagt Herr Hülsmann, „gänzlicher Mangel an aller sogenannten Wahlverwandtschaft ist Grund zur Ehescheidung." Ich kann das nur sehr natürlich finden, denn wo die Liebe fehlt, fehlt dem Bunde alle Weihe. Nun kommen die Orthodoxen und sagen: Ihr seid vor Gott verbunden, ihr müßt euch ertragen; auch wo ihr euch hasset, müßt ihr die Gemeinschaft als

Strafe dulden! — das heißt die Ehe zu einer Strafanstalt machen. — „Getrennt darf die Ehe werden," sagt Hülsmann, sobald die Endzwecke dieser Verbindung, gegenseitige Veredlung und Beglückung, Fortpflanzung des Geschlechts, nicht mehr erreicht werden können, oder wenn die Fortsetzung derselben nur zum Unheil und Verderben beider Theile ausschlägt." Ich finde das sehr bündig und naturgerecht. Das heißt noch nicht, die Ehe zu einem blos civilen Vertrage, wie nach dem Code Napoleon, herabsetzen, es heißt blos darauf halten, daß die Ehe eine geistige sei, denn nur wo das Band auch ein geistiges ist, erscheint die Gemeinschaft in ihrer Heiligkeit. Furchtbar aber sind die Ausbrüche des blinden, stumpfen Eifers, der im Magister Sander seinen Vertreter gefunden. „Ist das nicht verfluchtes Heidenthum!" schreit er in seiner bigotten Schrift. „Sind das nicht Grundsätze, wie sie die verruchten Rehabilitatoren des Fleisches, wie sie die Herren vom jungen Deutschland predigen?"

Hier muß ich erröthen, ich weiß nicht, ob mehr aus Scham oder aus Zorn. Erröthen Sie mit mir,

Leopoldine, damit noch Jemand da ist, der sich entfärbt über die schamlose Sprache, die der dumpfe Wahn dieser Zeit führt. O, ich fluche dieser Reise durch Deutschland, denn aus jedem Winkel, den mein Fuß betritt, tönt mir die Schande meiner Nation entgegen, und ich weiß nicht, wo ich mein Haupt verbergen soll vor den geheimen Gräueln eines still brütenden Hasses, der in jedem deutschen Neste seine versteckte Klaue wetzt. Magister Sander bedient sich zweier literarischen Namen nur um sein Publicum zu fanatisiren, er gebraucht einen Complex junger Schriftsteller, wie ein anerkanntes Schreckmittel, um den christlichen Gemüthern Aufruhr zu predigen. Und dieser Magister nennt sich einen Diener am Worte Gottes, einen Verkünder der Religion der Liebe! Ist denn das Leben eines Menschen, — denn die Ehre ist sein geistiges Leben, — allen Verketzerungen schnöder Willkür so ganz schutzlos preisgegeben? Und ein deutscher Literat, Leopoldine, ist doch wohl auch ein Mensch? Ich frage schüchtern, meine Freundin. Lachen Sie nicht! Was ich ausschreien möchte in die Welt, legt sich wie ein demüthig gebück-

tes Fragezeichen an Ihr menschliches Herz. — Se. Ehrwürden der Magister und Prediger Sander hat sich literarischer Namen bedient, um sein Publicum zu fanatisiren. Er hat die persönliche Würde der hier in der Streitsache Betheiligten verletzt; dafür muß er 50 Thlr. Buße und 100 Thlr. Schmerzensgelder zahlen. Aber die beiden Auflagen seiner neuesten Schrift sind in mehr als tausend Exemplaren unter das ganze Volk des Wupperthales verbreitet. Zahlt er nichts dafür, daß er auf zwei literarische Personen so gut als von der Kanzel herab wie auf vor Gott und Menschen gebrandmarkte Verbrecher hinweist? Der Magister Sander kennt den Namen des Einen nur nach Menzel's colossalen Wuthausbrüchen, die Schriften des Andern nur nach der geistverdumpften Hengstenberg'schen Kirchenzeitung, deren religiöser Jacobinismus jetzt so weit geht, daß auch der ehrwürdige Neander, in Folge seines Gutachtens über das Werk des genialen Strauß, nicht unangetastet bleibt. Ich habe eine hohe Achtung vor Karl Gutzkow, zu Theodor Mundt eine Liebe, die — „auf die tiefste Wissenschaft sich baut." Sind Ihre Augen schon trübe

vom Lesen, Leopoldine, zünden Sie noch eine Nachtkerze an, reiben Sie sich den Schlaf aus den schönen Wimpern, ich weiß, es ist schon tief in der Nacht, aber Sie dürfen noch nicht schlafen gehen, ich habe Ihnen noch ein Geheimniß ins Ohr zu flüstern: — recht scheu und schüchtern: — dieser Mundt ist ein wahrer eingefleischter Christ! Wir deutschen Seelen, die wir noch ein bischen Edelmuth im Leibe haben, müssen uns gewisse Dinge so ganz verschwiegen in aller Nacht zuflüstern. Fühlen Sie den Athemzug meines Mundes, Dina? Schreien darf ich nicht. Aber ich will es Ihnen deutlich machen.

Ich habe vier brennende Kerzen auf meinen Tisch gestellt; der westphälische Graf hat mir die seinigen herübergeholt; man muß sich mit seinen Lichtern zusammenthun, die Nacht ist gar zu dunkel. Ich habe zum guten Glücke eine von Mundt's Schriften im Reisekoffer. Der gute Graf blättert darin und dictirt mir eine Stelle daraus in die Feder. Hören Sie, Dina, wie Theodor Mundt ein christlicher Mensch ist.

„In der ganzen Welt lag vom Uranfange her eine

unendliche Zerrissenheit ausgesäet. Gott wohnte im Himmel, und die Menschen auf der Erde, und das war die ursprüngliche Weltanschauung, es gab eine andere nicht. Durch diese Weltanschauung blitzte jedoch immer die seltsame Ahnung einer längstvergangenen Einheit des Menschengeschlechtes mit Dem, nach dessen Ebenbilde es erschaffen worden, hindurch. Daher in den Urgeschichten aller Völker der wundersame Frühsonnentraum des Paradieses. Und durch jede Brust ging nun das ewige Ziehen und Bewegen nach der Einheit, sie war der Universalschmerz des gesammten Geschlechts. Der Schmerz ist der Vater aller Bewegung, und der Schmerz trieb die Menschen, in allen Zuständen sich herumzuwerfen, es war der Schmerz um die wiedergesuchte Einheit. Der Schmerz um die Einheit machte die Geschichte. Aber es war ein seltsames Schicksal, wie wenig Einheit gewinnen konnte der Mensch. In seinem Herzen walteten nichts als feindlich getrennte Mächte, und sein Haupt umschwärmten wie unglückbedeutende Vögel seine zwieträchtigen Wünsche. Was er heute geliebt, mußte er morgen hassen, und der eine

Theil seines Daseins wußte von dem andern Theile nichts, oder stand kriegführend gegen ihn auf. Es lagen zwei Welten in ihm auseinander in schreiender Spaltung, von denen die eine Abscheu trug vor der andern, und Gott und Welt, Himmel und Erde, Geist und Fleisch, blickten sich aus unabsehbarer Ferne, ohne Liebe und ohne Versöhnung an. Wer der Freiheit nachstrebte, fiel der Knechtschaft des Fleisches in die Arme, und wer in der Knechtschaft schmachtete, weinte laute Thränen um Freiheit des Geistes. Ein ohnmächtiger Groll seufzte durch die ganze Existenz, und die düstere Melancholie des im Fleisch versunkenen Aegyptens, und die in Verzweiflung endigende Heiterkeit des an der Kunstverschönung des Fleisches bildenden Griechenlands mischten als die beiden Hauptelemente die Weltgeschichte. Und es war, als hätte Gott im Himmel nicht länger Ruhe, so sehr erbarmte ihn die Welt, die aus eigener Vernunft ihn nicht finden konnte. Er kam in die Welt, und die Welt hat ihn nicht begriffen. Er trat in das Fleisch und mußte sterben. Er wurde Mensch und ward mit Ruthen gegeißelt bis aufs Blut.

Mit einem Todeskusse hatten Gott und Welt sich umschlungen, und die Erde dröhnte und zitterte, und es war ihr, als müßte sie vergehen in die Ewigkeit hinein an dieser Umarmung. Aber sie verging nicht, und in dem Wesen durchdrang sie der Geist der Liebe, und sie sog den neuen Lebenskeim begierig und tief ein in ihren Schooß." —

Der treffliche Graf aus Westphalen ist unermüdlich. Ich drückte ihm die Hand, er blättert und findet eine zweite Stelle. Ich blicke durchs Fenster in die Dunkelheit hinaus und denke an Dich, Dina. Der lichte Stern Deines Auges leuchtet mir aus aller Nacht hindurch und sänftigt mein wildes Gemüth. Der gute Graf liest und ich schreibe:

„Verdammungswürdig sind der St. Simonisten religiöse Meinungen, weil durch ihre Lehre von der Materie, die Alles ist und auch Gott, nur ein heidnischer Pantheismus herauskommt, und selbst die Religion zur Industrie wird, weil die Welt zu einem Verarbeitungsartikel der Technik wird. Falsche Propheten seid ihr gewesen, ihr St. Simonisten! sage ich.

Denn wenn ihr predigt, Gott sei Geist und Fleisch, so betet den Mensch gewordenen Gott in Christus an! Eure mit unreinen Schlacken gemischte Lehre ist im Christenthume längst und ursprünglich als etwas Reines und in eine große Zukunft Hineindeutendes enthalten. Das Christenthum bedarf keiner künstlichen Umgestaltung, keiner systematischen Revolutionen, aber es ist fähig einer Entwickelung bis in alle Ewigkeit der Zeiten hinein. Aus den Kirchen, aus den Klöstern, aus dem Kämmerlein der Betenden hat sich das Christenthum in die Geschichte hinein entwickelt, und steht nicht mehr wie eine abgelegene Zelle der Andacht, in die man sich vor dem Geräusch der Welt flüchten könne, da. Das Christenthum ist Geschichte geworden, es ist nicht mehr blos ein Asyl der Armen und Kranken, sondern es hat sich zu einem Welttempel der Völker ausgebaut. So erfüllt es die Bedeutung, daß Gott in die Welt gekommen ist, immer mehr und mehr. So kann und wird das Christenthum, gleich wie es früher die Religion der Disharmonie war und eine Spaltung der Lebenszustände begünstigte, nun auch eine harmonische

Bildungsepoche der Völker, die sich von allen Seiten mächtig vorbereitet, nähren und tragen, ja erzeugen. Und das Geschlecht faßt sich recht menschlich zusammen in der gesunden Einheit seiner göttlichen und weltlichen Bestimmung, und vollbringt mit Freude und Ruhe die Thaten des Lebens."

Und nun gehen Sie schlafen, Dina, mit Freude und Ruhe. Ich lösche herzlich gern diese Kerze aus, die ich hier in Elberfeld anzündete. Der Graf ist schon zur Ruhe; morgen in aller Frühe fahren wir nach Düsseldorf. In den Wogen der Musik wollen wir untertauchen und vergessen, was Deuschland Schnödes und Herbes erzeugt. Ist doch Musik auch eine Gabe meines Volkes. Sie ward ihm gegeben, sich zu berauschen und im süßen Rausche seine sterilen Narrheiten zu vergessen. Und nun gute Nacht, Dina, gute Nacht! Ich stehe am Fenster, ein wolkenvoller Himmel über mir, aber über Dunkelheit und Wolken hinaus reicht meine Seele bis zu dem fernen Stern der Liebe, der

mir — nie untergeht? Gute Nacht! Engel brauchen Dich nicht zu behüten, Du aber behüte mich, mein sanfter Stern.

7.

Düsseldorf, am ersten Pfingsttage.

Ein großartiges Tonwerk ist mit der ganzen Gewalt der ersten Eindrücke über mich gekommen; ich bin erquickt und gestärkt und feiere so meine Pfingsten. Es ist Mendelssohn's Paulus, vielleicht an Erfindung groß, jedenfalls aber größer durch gedankenvolle Ausführung. Schon wenige Stunden nach der Ausführung, die heute Abend erfolgte, bin ich Herr — nicht des Kunstwerkes, aber meiner Totalempfindung, und setze meinen innern Menschen mit dem Genius, der die Geburt hervorrief, in Einklang. Das ist nicht Kritik, nur Nachempfindung, nicht die Kraft des Verständnisses, sondern weibliches Anschmiegen des Geistes, kindliche Empfängnißlust und ein Durst der Seele, Schätze zu erobern in

aller Welt. Das Tonwerk hat das Gehäuse meines innern Menschen durchtönt, meine Seele ausgedehnt zu einer weiten Halle, und das Stück spielte in mir selber. Das waren nicht mehr jene fünfhundert Sänger und Instrumentalisten, die terrassenförmig hinter und über einander saßen in gedrängten Reihen; es war meine Seele, in deren Räumen das alles ertönte, die wilde Wuth der Verfolgungslust, die zerknirschte Demuth, zu der der Herr aus den Wolken spricht und der ganze Jubel des aufgerichteten, gottdurchglühten Paulus. So läßt sich ein echtes Tonwerk an der Resonanz der eigenen Seele belauschen. Nicht die Noten brauchst du zu zählen, die Fermaten zu messen, auf die Intervalle zu merken, aber dein innerer Mensch muß zur Resonanz gebildet und gewöhnt sein. Was du dann nachher in der Partitur aufspürst, dient zum Verständniß des Einzelnen, und gibt dir Blicke in die verschiedentlich bedingte Nothwendigkeit des Satzes, aber zur Totalempfindung muß es beisteuern, wenn du es als organisches Ganzes, nicht als Mixtum von vielen Einzelnheiten, hinzunehmen im Stande bist. Mich

dünkt, hierin liegt der Grund, warum Musiker von Beruf über ein Tonwerk als Ganzes und als Offenbarung des Geistes für den Geist, so selten Rede und Antwort stehen. Sie sind über das Detail der technischen Durchführung so spinnenfein klug, daß sie bei all' den Finten und Praktiken die Fähigkeit verlieren, ein Werk als eine verschiedentlich gegliederte Einheit auf sich wirken zu lassen oder ein bewußtes Zeugniß abzulegen von einem Totaleindruck. Ueber der Betrachtung des Versbaues vergißt man den Sinn des Gedichts, über der Physiognomie eines Instrumentalabsatzes den Hauch der inwohnenden, obwohl im Körper offenbar gewordenen Seele, über der Technik der Musik ihre Poesie. Dazu kommt die stumpfsinnige Abpferchung in Schulen, so daß jede die Schwächen, aber nicht die positiven Eigenthümlichkeiten der andern begreift. Es geht nichts über den grillenhaften Eigensinn fungirender Musiker, nichts über die sterile Anmaßung, es sei falsch, ein Werk der Kunst sich als ein Werk für den Menschengeist zu deuten. Wer in Mozart's individualisirendem Charakterstyl in der Oper erwachsen ist,

glaubt das Recht zu haben, Spontini's Völkermusik zu verwerfen, die eben nicht die Poesie des Individuums, sondern die Poesie der Nationen im Auf- und Untergang der Welt austönt, und allerdings mit ihren himmelweiten Schwingen den Schmerz und die Lust der vereinzelten Seele überflügelt und begräbt. Es gibt zwar überall Liebhabereien auch für Literatur und Lectüre, aber sie werden nicht mit der grillenhaften Arroganz, wie in Bezug auf Musik, nicht von denen getrieben, die das Wort führen. Wer Pope liest und Laurence Sterne verdammt, als den Gegensatz des Humors zum steifen Ernst, wer Klopstock anstiert und Jean Paul verwirft, den nennt man ehrlicher Weise einen sterilen Pedanten, wer aber auf den Ernst der deutschen Musik pocht, dünkt sich einen Eingeweihten, wenn er für Rossini's Humor stumpf ist. In musikalischer Beziehung ist das Philisterthum und die Bornirtheit noch gar nicht oft genug mit ihrem eigentlichen Namen genannt. Denn Bornirtheit ist es doch wohl, den Humor denselben Gesetzen zu unterwerfen, die sich der Ernst zu stellen hat. Aber hier meint jeder ein Recht

zu haben, seine Unfähigkeit für Einsicht zu halten. Wer die dramatische Entfaltung der deutschen Opernmusik liebt, nennt die lyrischen Sonett- und Canzonen-Ergüsse der italienischen Oper charakterlos, obschon diese gar keine dramatische Gestaltung nach deutscher Art anstrebt, und nur die lyrischen Gewalten der Musik festhält, wie Calderon seinen Helden, statt Shakspearisch-dramatischer Monologe, lyrische Blumengewinde mit allem Zauber der südlichen Rede in den Mund legt, und aus der Tiefe der aufgelösten Seele auch bei diesem südlichen Dichter nur musikalisch-lyrischer Blumenduft aufsteigt. Man hütet sich, die Arabeskenformation der Calderon'schen Poesie zu verwerfen, aber man will nichts davon wissen, daß die italienische Oper noch weit mehr als ein südliches Drama die Berechtigung hat, ein lyrisches Oratorium zu sein. Wer Gluck's und Mozart's festgeformte, in sich fertige Gesänge preist, verschmäht die italienische Arie, die der Stimme die Function zugesteht, auch ihrerseits als productive Künstlerin zu erscheinen und mehr zu sein, als nur Instrument. Wer Palästrina's Motette und Marcello's Psalmen schätzt,

hält allen Fortschritt im Kirchenstyl für eitle Ausartung, und verwirft die spätern Messen, welche sich alles Aufschwunges weltlicher Musik und aller Fülle der dramatischen Instrumentation bemächtigten.

Mendelssohn-Bartholdy erscheint mir in seinem „Paulus" so recht als der glückliche und seiner Aufgabe bewußte Erbe der großen Schätze unserer musikalischen Vergangenheit. Das Werk athmet in den Gesangspartien die grandiose Einfachheit des frühern deutschen Kirchenstyls, seine Instrumentation hat Besitz genommen von dem ganzen Reichthum der freiesten Entfaltung, die sich von Beethoven datirt. So versteht das echte Talent immer die Forderungen seiner Zeit, und fühlt sich, ohne einseitige Absperrung, im großen Zusammenhange der Geister, mag sie es seine Väter oder seine Brüder nennen. Mendelssohn's „Paulus" ist ein tiefgedachtes, feinsinnig durchgeführtes Kunstwerk. Ich suche mir jetzt den Totaleindruck nach den geistigen Substanzen, welche der Ton zur Sprache bringt, zu zergliedern.

Die Ouvertüre gibt eine Variation über den Cho-

ral: „Wachet auf, ruft uns die Stimme.“ Das ist das Präludium zum „Paulus“, denn das ganze Tonwerk hat dies „Wache auf!“ zum Thema. Chöre und Recitative geben dann in lyrischer Exclamation und epischer Schilderung ein musikalisches Bild vom Zustande der Dinge nach Christi Tode. Die Apostel predigen von der Auferstehung des Herrn, Stephanus thut Wunder, die Schriftgelehrten werfen falsche Zeugen gegen ihn auf, und das aufgeregte Volk ruft: Steiniget! Stephanus sinkt sterbend nieder — sein Auge sieht den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes. Ein sehr weise benutzter Luther'scher Choral spricht in der körnigen Diction des ältern Kirchenstyls von der Kraft des gottergebenen Glaubens, ein Chor besingt mit Flötenstimmen die Wonne des im Herrn Entschlafenen, eine wunderschön gesetzte Sopranarie *)

*) Jerusalem, Jerusalem! die du tödtest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind!“ u. s. w., von Mad. Fischer-Achten sehr gewandt und correct gesungen, obwohl die spitze Dünnigkeit ihrer hohen Töne dem klagenden Charakter der Arie einigen Abbruch that. Den Paulus sang Herr Fischer oft ergreifend schön, sobald er nicht fehlte, was freilich nicht ganz selten geschah.

ruft ein Wehe über Jerusalem. Mit diesem Weherufe, mit welchem der Geist des Judenthums sich selbst ein tragisches Lebewohl sagt, und mit jenem Chor **), der die Süßigkeiten des unsterblichen Lebens und somit den Sieg des Christenthums besingt, ist die Geschichte des Stephanus, das Vorspiel des ganzen Werkes, beschlossen. Zugleich liegen die großen Gegensätze, die sich im weitern Verlaufe musikalisch herausstellen, hier schon angedeutet.

Wir stehen nun im Atrium der Halle, die der Künstler uns erschließt. In schärfern Athemzügen dringt nun die Wildheit des Lebens auf die Religion des Friedens ein. Saulus ruft zum Herrn Zebaoth und fleht um seinen Zorn. Mit dieser Arie beginnt

*) „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben! Denn ob der Leib gleich stirbt, doch wird die Seele leben." Die Chöre, 106 Soprane, 60 Alt, 90 Tenore, 108 Bässe, waren mit einer meisterhaften Sicherheit eingeübt. In den Ernst des Studiums mischte sich die frischeste Lebendigkeit und die heiterste Liebe zum Kunstgenusse, wie sie vielleicht nur unter den Rheinländern in solchem Maße zu finden ist. Die vielen mühsamen Proben waren ein Festgenuß für den Dirigenten, denn der Eifer der begeisterten Dilettanten überstieg alles gewöhnliche Maß.

der eigentliche musikalische Stoff des Werkes. Was Saulus lyrisch selber spricht, malen Recitative mit Chören episch weiter aus. Racheschnaubend zieht der Heros des Judenthums, das Schwert in der Hand (den dunkeln scharfen Baß in der Brust), von Ort zu Ort, um die Christen zu vertilgen! Aber siehe! als er auf dem Wege war und nahe zu Damaskus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme, die sprach zu ihm: „Saul, Saul! was verfolgst Du mich?" Er aber sprach: „Herr, wer bist Du?" Der Herr sprach zu ihm: „Ich bin Jesus von Nazareth, den Du verfolgst!" Und er sprach mit Zittern und Zagen: „Herr, was willst Du, daß ich thun soll?" Da tönt der Chor aus den Wolken: „Mache Dich auf, werde Licht! denn Dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über Dir. Denn siehe, Finsterniß bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker! Aber über Dir gehet auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheint über Dir." Ein Choral, der nun folgt, verklärt diese an Saul gerichtete Mahnung zu einer Gültigkeit für alle Welt.

„Wachet auf! ruft uns die Stimme der Wächter, sehr hoch auf der Zinne. Wach' auf, Jerusalem, der Bräutigam kommt, stehet auf, die Lampen nehmt, — Halleluja! — macht Euch bereit zur Ewigkeit, Ihr müsset ihm entgegengehn!"

Hier ist die Instrumentation auf dem Höhepunct künstlerischer Vollendung. Und der musikalische Genius, der sich dieser Mittel zum Ausdruck der Situation bedient, ist hier ganz im Vollgefühl einer trunkenen Verklärung, wie sie die Religion der prophetischen Liebe, die da ruft: „werde Licht!" wie sie die Religion des freien Christenthums einflößt. Diese Stelle im Chore: „werde Licht!" ist in blos instrumentaler Beziehung nicht so bedeutsam wie Haydn's „und es ward Licht!" in der Schöpfung, wo das dunkle Gewühl der wogenden Instrumentalmächte plötzlich auseinanderbricht und in einer langgezogenen, breiten Helligkeit das Phänomen der aufsteigenden Sonne bezeichnet. Es war dort mehr Spielraum für Naturmalerei. Aber in musikalischer Hinsicht, insofern Musik mehr ist als Instrumentalwirkung, ist die Passage in Mendelssohn's Chor

bedeutender, weil sie das Aufsteigen einer geistigen Sonne bezeichnet, und inniger, wärmer und zarter die Metamorphose der Welt des Gemüthes und die Tagwerdung des geistigen Lebens zum Ausspruch bringt. Man kann recht eigentlich sagen, daß Mendelssohn-Bartholdy mächtig ist im Zarten, kräftig in der Milde. In seinen Mährchen-Ouvertüren entfaltet eine kindlich träumerische Psyche zu wunderbarem Flügelschlage ihre leisen Schwingen. Und hier in der angeregten Stelle des Oratoriums fliegt das Wunder der Lichtwerdung des Geistes wie eine Botschaft der Liebe durch die weite Welt.

Ein Recitativ schildert die Metamorphose des Saulus zum Paulus. Die darauf folgende Arie des in einen Diener Jesu Umgewandelten ist mit ihren drei Sätzen psychologisch wie musikalisch ein Meisterstück. Der erste Theil: „Gott sei mir gnädig nach Deiner Güte und tilge meine Sünden nach Deiner großen Barmherzigkeit. Verwirf mich nicht von Deinem Angesicht und nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir. Ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst Du,

Gott, nicht verachten," — gibt die Demuth des im Staube knieenden Beters. Der zweite Theil: „Denn ich will die Uebertreter Deine Wege lehren, daß sich die Sünder zu Dir bekehren! Herr! Thue meine Lippen auf, daß mein Mund Deinen Ruhm verkündige," — läßt die Seele des Paulus auftauchen und malt musikalisch den Stolz des benedeieten Geistes, der sich darauf etwas zu Gute thut, dem Herrn auf Erden Triumphe zu bereiten. Der dritte Satz: „Und tilge meine Sünden nach Deiner großen Barmherzigkeit! Herr! verwirf mich nicht!" — verläuft sich wieder in die Stimmung des ersten; aller Stolz der Begeisterung ergibt sich wieder in die zagende Demuth. Die Tapferkeit seines Gemüthes spricht Paulus in der folgenden Arie aus, die den Dank enthält für die Erlösung seiner zornentflammten, verhüllten Seele. Ein Chor verheißt mit milden Tönen vom Angesicht der Welt alle Thränen fortzuwischen, und so fällt es denn wie Schuppen von Paulus Augen, er wird sehend, er läßt sich taufen, er geht in alle Welt, um die Wunder des Lebens zu predigen. Der Schluß-Chor des er-

sten Theils, welcher die unerforschlichen Wege Gottes preist, ist an Neuheit der Erfindung, Kraft und Weihe der tiefsten Empfängniß ein Glanzpunkt der ganzen Composition.

Nicht minder Chor und Fuge, womit der zweite Theil beginnt. Hier ist eine Kühnheit des Aufschwunges, die an Keckheit erfinderischer Wagnisse grenzt. Sonst ist der zweite Theil an Wechsel und Fülle des erregten Lebens nicht so reich als der erste; ob man die Anforderung einer Steigerung an ein Oratorium zu machen habe, bleibe hier außer dem Bereiche der Betrachtung. Die Martergeschichte des Stephanus und die Bekehrung des schwertlustigen Juden, den die Stimme des Herrn aus den Wolken ruft, das waren im ersten Theil an Stoff nud Idee außerordentlich reiche musikalische Momente, die in ihren Wirkungen an dramatische Effecte streifen, ohne sie zu erzielen und die Bedingnisse eines lyrischen Oratoriums aufzuheben. Der zweite Theil hat schon seinem Stoffe nach weniger erregende Hauptpunkte. Dafür gibt er eine musikalische Ausmalerei mehr episch gehaltener Situationen. Er

malt die Aussendung der Boten des Friedens über den Erdkreis, die Ausgießung des Geistes über die dunkle Welt. Was dem Stoffe hier an factischen Momenten abgeht, wird durch künstlerische Hervorhebung von musikalischen ideellen Contrasten ersetzt, so daß erst hier die gedankenvoll construirte Dialektik des Tonwerks recht zur Erscheinung kommt. Von wunderbarem Eindrucke ist die simple Kraft der beiden Choräle, in welchen Pauli Gemeinde des Herrn Beistand erfleht, es ist die Luther'sche Zuversicht des Christenthums, die sich wie eine feste Burg mitten in das Gewirr des zwiespältigen Lebens hinstellt. Paulus und Barnabas wenden sich ab von den starrköpfigen Juden und wandern zu den Heiden. Hier findet der Saamen empfänglichen Boden, die Apostel thun Wunder, die Heiden jubeln über den Tag der Erlösung. Aber ihr Jubel ist sinnlich und eitler Art. Sie nennen Barnabas ihren Jupiter, Paulus ihren Mercur, sie treiben Rinder zu den Altären und flechten Kränze für das Haupt ihrer dem Himmel entstiegenen Götter. Hier ertönt der Chor: „Seid uns gnädig, seht herab auf unsere Opfer!"

Wie im ersten Theile das Judenthum seine Charakteristik findet, seine Feier erlebt und in tiefer Wehklage über sich selbst (in der Arie: „Jerusalem, Jerusalem") seine Auflösung ahnet, so kommt nun im zweiten Theile, als zweiter Gegensatz zur Religion der Verklärung, das Heidenthum zur Erscheinung. Jener Chor der Heiden schwimmt im Strome sinnlichen Behagens, ihr Opfergebet ist ein Rausch der erregten Nerven, die Töne sind wie mit Weihrauch und Myrrhen süß durchduftet. Wir fühlen in diesem Meisterstücke charakteristischer Tonsetzung den Rhythmus der hellenischen Orchestik, wir sehen auf den Wogen dieser Melodien den Reigentanz der Hetären und Grazien, das ganze Gebet athmet sinnlichen Duft. Paulus kräftige Zornesstimme macht diesem Gottesdienste ein Ende; sein Gott wohnt nicht in Tempeln, sein Gott ist Geist. Da fahren die Heiden wild durch einander und im Bunde mit den Juden wird der gottgewähnte Paulus das Ziel ihrer Verfolgung. Mitten in dem Aufruhr der Gemüther tönt die schöne Tenor-Cavatine, wie eine Stimme aus Aetherhöhe: „Sei getreu bis in den Tod,

so will ich Dir die Krone des Lebens geben." Ein Choral der Gemeinde umschirmt den Apostel wieder wie Luther's feste Burg. Paulus scheidet; sein Geschick ruft ihn nach Rom. In dieser Zwiesprache zwischen Chor und Baß-Recitativ liegt eine Wehmuth, die vor Gottesfurcht und Zuversicht des Glaubens nicht zur Weichheit kommt. Paulus schifft von hinnen; der Schluß-Chor gibt ein an Neuheit der Erfindung und Größe der Auffassung ausgezeichnetes: „Lobe den Herrn, meine Seele!"

Dies sind die Farben des großen Tongemäldes. Die zornige Baßtiefe des Paulus, bevor ihn die Sopranstimme aus den Wolken verklärt, und die Chöre der Juden sammt dem verworrenen Geschrei der Heiden, bilden die Schattentöne. Der heidnische Opferchor gibt helle Streiflichter der üppigen Sinnlichkeit. Alles aber wird von der verklärten Kraft des Paulus, von der unerschütterlichen Einfachheit der Choräle seiner Gemeinde und von den Stimmen aus der Höhe, die den Sieg der Lichtwerdung verkünden, zu einem in sich fertigen, organisch gegliederten Ganzen zusammengehalten. Ein

so klar durchdachtes, in allen seinen Gegensätzen zu solcher Abrundung hindurchgeführtes Tonwerk ein wahrhaft echtes und großes zu nennen, bedarf es kaum eines Nachweises einzelner Schönheiten. Ich glaube darauf hingewiesen zu haben, was mir nach einmaligem Anhören von ganz besonderer Neuheit der Erfindung schien. An Klarheit der Entfaltung, Beherrschung der darin contrastirten ideellen Mächte, sucht dies Werk seinesgleichen.

8.

Pfingstmontag.

Düsseldorf hat ganz den Habitus einer preußischen Residenz en miniature, es ist ein klein Berlin. Zu dieser Physiognomie liefern der Hofstaat des hier residirenden königlichen Prinzen und die militairische Eleganz die hauptsächlichsten Züge. In den Festtagen stellt sich dies zu ganz besonderem Glanze heraus, und die Menge der aus allen Rheinlanden zusammenge-

strömten Fremden füllt, im bunten Gemische mit den Uniformen des kriegerischen Preußenthums, die sonst etwas eintönige, in ihrer glatt modernen Bauart wortkarge Stadt. Es fehlen die Elemente bürgerlicher Thätigkeit, die ein bewegtes volles Leben machen. Was aber ein Hofleben bedingt, vorzugsweise ein preußisches, stellt sich hier zu einem vortrefflichen Bilde zusammen. Hierzu gehört die Protectorschaft von Kunst und Intelligenz. Zwar sind die alten, der kurfürstlichen Zeit angehörigen Kunstschätze gegen alles bisherige Protestiren im Besitze Baierns geblieben, und es ist kaum wahrscheinlich, dieselben hier wieder versammelt zu sehen; aber Schadow's Akademie ist unermüdlich, um mit neuen Schätzen Düsseldorf's Gegenwart bedeutsam zu machen. Dazu kam Immermann's Leitung des Theaters, die dem hiesigen Leben auch einen Farbenton verlieh, wie er nur zum Gemälde einer Hof- und Residenzstadt paßt. Gegenwärtig hat Immermann jedoch seine ausschließliche Beschäftigung mit dem Theaterwesen aufgegeben, und nachdem es seinem allerdings bedeutsamen Talente im Ganzen und Großen unvergönnt

geblieben, der deutschen dramatischen Literatur eine neue, auf Geschichte basirte Nationalrichtung zu eröffnen, mochte sein Eifer auch auf dem besonderen Boden an dem Versuche erlahmen, eine deutsche Schauspielkunst poetischen Zwecken gemäß zu gestalten. Bei alledem mag seine Bemühung die Möglichkeit nahe genug gebracht haben, mit Beschränkung der um sich greifenden Operngenüsse und mit gänzlichem Verwerfen der wiener Posse und des pariser Vaudevilles eine classische Bühne zu organisiren. Hält man den Zustand der jetzigen Bühnen in sehr volkreichen Handelsstädten, wo man sich nur versammelt, um eine eilig zusammengeraffte neue Oper zu hören, ein wiener Spectakelstück zu sehen, oder sich an der glänzend hervorstechenden Persönlichkeit eines gastirenden Kunsttalents zu weiden, mit der Stufe der hier gepflegten Schauspielkunst zusammen, so tritt Immermann's Bestreben allerdings in ein bedeutendes Licht, das nur, um allgemeiner wirksam und ein Prototyp für andere Bühnen zu werden, eines andern Grund und Bodens, eines Centralpunctes deutscher Nationalität bedurfte, der unserm Leben nun einmal fehlt. In

den beiden Centralstädten einer auseinandergerissenen, weltweit geschiedenen Deutschheit flickt man sich das Schauspiel nur zusammen, wie es eben geht ohne frisch belebtes Nationalinteresse. In Berlin spielt Jeder auf seine Hand, und Alle nur so gut, als Raupach schreibt, und das will nicht viel sagen. Und auf dem Burgtheater ist die kanonisch gebildete Schauspielkunst ziemlich nahe daran, stereotype Manier zu werden, da es ihr zu fortgesetztem lebendigen Impulse an einer Literatur fehlt, die ihrer würdig wäre. So lange Devrient und Wolff in Berlin wirkten, stand dort Alles wie von Einem Künstlerhauche beseelt; diese beiden Männer waren in der That, als Repräsentanten zweier großen poetischen Tendenzen — des genial Romantischen und des kunstfertig Classischen — die belebenden Brennpuncte, um die sich das dortige Schauspiel ekliptisch bewegte. Seit Raupach dort vorherrscht, ist man in der Schauspielkunst auf ein mittleres Niveau zurückgesunken, Raupach hat die Zustände der deutschen Bühne verschlammt. Von dem großen Stürmer in München konnte man wohl am wenigsten hoffen, daß sich eine

artistische Schule um ihn bildete, zumal Hr. v. Schenk nur weinerlich höfische Gelegenheitsstücke dazu schrieb und Michael Beer keine neue Richtung einschlug. Ein eben so vereinzeltes Phänomen ist Seidelmann in Stuttgart. Seine Spielmethode ist als eine großartige Technik glänzend und neu; aber wollte man sich dieselbe als Eigenthum einer Schule denken, so würde sie nichts weiter sein, als ein stereotypes Maskenspiel. Die beiden herumvoltigirenden Bühnencavaliere, Ferrmann und Kunst, sind eher als störende Elemente zu bezeichnen, um ein organisches Ganzes, wie doch ein dramatisches Werk sein soll, völlig aus dem Zusammenhange zu heben. Einzelne sehr interessante weibliche Persönlichkeiten, wie Mad. Haizinger-Neumann in Karlsruhe und Frln. v. Hagn, können um so weniger die Elemente um sich her zu einem Ganzen vereinigen, als sie selbst mehr oder minder sich auf einzelne effectuirende Liebhabereien beschränken. Dresden und Düsseldorf sind meines Bedünkens die einzigen Puncte, wo sich in Tieck's und Immermann's Bemühen der Plan verrieth, ein künstlerisches Ensemble zu gestalten, das befähigt

sei, nach poetischem Verständniß zu spielen und ein classisches Drama in seiner Gesammtwirkung erscheinen zu lassen, was auf dem wiener Burgtheater doch nur auf sehr beschnittenem literarischen Terrain der Fall sein kann. Immermann hat jedoch, wie gesagt, seinen Eifer gekühlt. Er fungirt jetzt wieder als activer Landgerichtsrath, obwohl sein Einfluß auf die Leitung des Schauspiels noch seine fortgesetzte Wirksamkeit äußert. Wie es heißt, geht er jetzt damit um, Grabbe's „hundert Tage" in Scene zu setzen. Daß ein so großes dramatisches Talent, wie Grabbe, für die Bühne fast als verloren zu erachten ist, gehört zu den beklagenswerthen Belegen, womit das Dilemma zwischen Theater und dramatischer Literatur in Deutschland zu documentiren ist.

Wie vortheilhaft übrigens, bei allem überwiegenden Hervortreten einer militairischen Eleganz, der Einfluß eines preußischen Hofes auf den Gang wesentlicher Interessen ist, hat man hier recht eigentlich in diesen Tagen anzuerkennen. Die ungestörte Feier dieses achtzehnten niederrheinischen Musikfestes hat man der Huld

des Prinzen Friedrich in Düsseldorf zu verdanken. Es hatten sich in den Rheinlanden Stimmen erhoben, die es zu hintertreiben suchten, das Musikfest in den Pfingsttagen zu feiern. Man nannte es eine Störung der kirchlichen Bedeutung des Pfingstfestes, die ölige Spinnstubengesinnung der elberfelder Pietisten verschrie es als antichristlich, gottlos, heidnisch. Wäre es diesen schwühlen Christenseelen gelungen, ihr Vorhaben durchzusetzen, so hätte sich der heitere Sinn der Rheinländer sein Musikfest zwar noch nicht nehmen lassen, aber der Glanz der Feier wäre in vieler Hinsicht getrübt, denn nur während der Pfingsttage war es möglich, daß so viel Tausende von hüben und drüben, rheinauf- und abwärts zusammenströmten, deren freudig bewegte Menge dem Ganzen den Anstrich einer Nationalsache gab. Dem eifrigen Verwenden des Prinzen Friedrich hat man, wie gesagt, die ungestörte Feier des Festes zu verdanken. Nur insoweit reussirte die schwühle Frömmigkeit mit ihrer Verketzerung, daß es versagt blieb, den Paulus, dies Werk voll religiöser Begeisterung und christlicher Lichtwerdung des Geistes, in einem Kirchenraume zur

Aufführung zu bringen. Man sah sich auf einen Saal im Becker'schen Gartenlocale außerhalb der Stadt beschränkt. Ein großer Theil der Zuhörer war in diesem Raume schlecht bedacht; auch möchte ich nicht zugeben, daß die Tongestaltung in jeder Hinsicht ungehindert und vortheilhaft war. Sänger und Sängerinnen saßen neben u. dicht hinter dem Dirigenten in mäßiger Erhöhung; die 133 Saiteninstrumente füllten die nächst ansteigenden Reihen, beide waren unbeschränkt in der Entfaltung ihrer Kräfte, aber Hörner und Posaunen waren bei der terassenförmigen Gruppirung des Orchesters, der Decke zu nahe, der Pauke fehlte die Resonanz, ihr Ton klang stumpf und taub. Dazu kam die gepreßte Luft im gefüllten Raum, in welchem selbst einer bewährten Sängerin am heutigen Abende der Ton in der Kehle erstickte — genug, die Pietisten hatten es uns doch schwül gemacht und ich benutzte als rechtschaffener Christ jede Pause, um meine zornige Gewitterstimmung auf einen werthen Nachbar zu entladen, dessen stilles weises Lächeln ganz dazu geeignet schien, mir zum Blitzableiter zu dienen. Seine Kleidung bezeichnete ihn, er war

katholischer Priester. Wir gingen im Garten mehrmals auf und ab und versäumten sogar die eine Pièce, einen Psalm von Händel. Ich schüttete meinen ganzen Groll dem Manne in sein blasses Gesicht. Er war anfangs bestürzt über sein protestantisches Beichtkind, das weniger von eignen Sünden als von den Sünden seiner Glaubensgenossen und dem himmelschreienden Zeter des protestantischen Sectengeistes zu berichten wußte. Es freute mich, das lebensblasse, etwas klösterlich versteifte Antlitz des Mannes, der kaum ein Fünfziger zu sein schien, sich immer freudiger röthen zu sehen, je mehr ich meinem Herzen über das verwahrlosete Christenthum Luft machte. Christ ist Christ, dachte ich, und man muß sich als Mensch verständigen, wenn ein dumpfer Wahn, der im Lebensgarten alle Blüthen und Blumen verwüstet, sich für echt christlich ausgiebt. Ich erzählte ihm von dem Hader der protestantischen Parteien. „Ich habe gehört," sagte er, „ich habe gehört." Sonst war er still und maß mich mit weiten Blicken; ein ruhiges weises Lächeln stand wie ein Triumph, den seine Kirche feierte, auf seinen Lippen. Der Katholi-

cismus hat oft schon diesen Triumph erlebt, daß ein gequältes Protestantenkind Ruhe sucht in seinem ungestörten Schooß, der das Leben mit allen seinen Leidenschaften duldet, den Künsten die schwellende Blüthe gestattet, aber Alles in seiner ruhigen unerschütterlichen Tiefe bezwingt und verklärt. Gegen das freche Wort der Spürkraft des nüchternen Verstandes hat sich der Katholicismus allezeit mit allen seinen Schreckniſſen gewaffnet, der Freiheit der Forschung hat er Stillstand geboten, sobald sie der Menge das stille Traumleben der Gemüthswelt zu stören drohte, aber was das Leben zum Leben macht, die freie Entfaltung seiner Kräfte zu einer schönen Welt, hat der Sinn des Katholicismus noch immer befördert und beschirmt; er hat immer den Einen großen Gedanken festgehalten, daß der volle Reichthum des ganzen Menschenlebens wie ein Teppich hingebreitet werde vor dem gewölbten Himmel der Kirche. Die Sterne blicken auch gern auf irdisches Rosenbeet und der keusche Mond weidet sich am liebetrunkenen Menschenauge, dessen Schönheitsflamme ein Kuß in stiller Nacht entzündet. Die katholische Religion ist

ihrer Heiligkeit so gewiß, daß sie dem Menschen sein Spielzeug nie zerbrach. Hat sie doch so und nicht anders zu den Künsten den Impuls gegeben; Malerei und Musik fanden in der Welt des Katholicismus ihre tiefsten Wurzeln. Vor der aschfarbnen Gräue, mit welcher der protestantische Pietismus den heitern Sternenhimmel des Christenthums überzieht, erbleichen alle Farben des Lebens, und wer nicht hienieden in aller Unschuld der begabten Sinne seinen Gott sucht und findet, mich dünkt, dem wird sein Angesicht auch jenseits abgekehrt bleiben. Gott ist kein Gott des Todes. Daß man aber fromm sein könne, auch wenn man sich in Musik berauscht, — habe ich Ihnen das gestern nicht schriftlich bewiesen, Leopoldine?

Dem katholischen Manne Gottes hatte ich meinen Glauben gebeichtet. Wir standen auf dem kleinen Rasenplatze am Ende des Gartens, als er seine Hand auf meine Schulter legte und mich mit seinen großen dunkelschwarzen Augen umspannte, als wollte er Besitz nehmen von meiner Seele. Sein weises Lächeln hatte einem salbungsreichen Ernste Platz gemacht, sein Scheitel

glänzte, seine Haltung wurde pathetischer und die Reihe, zu lächeln, war nun füglich an mir. „So sind Sie denn," sagte er feierlich, „schon kraft Ihres eignen Denkens beinahe befähigt, um einer der Unsrigen" —

„— um ein Christ zu werden," unterbrach ich ihn. „Ja, bei Gott! es wird einem schwer genug gemacht im Leben. Es gehört viel eignes Denken dazu, um das Kleinod des echten Christenthums herauszufinden aus der zwiespältigen Welt, viel eignes Denken und viel Unschuld der Seele. Lassen Sie uns Mozart's Cantate hören, wir versäumen das Wichtigste. Wir brauchen Musik, um über die Form hinweg zum Inhalt zu kommen."

Der Mann war verstummt. Ich hatte an den Menschen in ihm appellirt, aber ich war doch im Grunde auf eine habgierige Priesterseele gestoßen. Bei alledem habe ich ihn später doch wieder aufgesucht und meine Gedanken mit ihm ausgetauscht. Wir kehrten in den Saal zurück. Mozart's Davide penitente begann soeben, die 73 Violinen und 48 Violen und Violoncelle setzten sich in Bewegung. — Zu dem, was sonst noch

der Abend geboten, gehörte Beethoven's Sinfonie mit Chören über Schiller's Hymnus an die Freude.

Sind Sie mir heute böse, Dina? unzufrieden mit meinem Tagewerk? — Der Schlaf legt sich, ein Genius der Unschuld, über meine Augen und hüllt alle meine Gedanken in süßes Vergessen. So wird uns der Tod einst dem zwiespältigen Leben entrücken, wir werden glücklich sein, — wenn unsere Gedanken schwinden.

9.

Düsseldorf, den 25. Mai.

Gestern und heute früh saß ich noch zu wiederholten Malen an der Stelle, wo Christoph Grabbe am hellen lichten Tage stundenlang zu schlafen pflegte. Im Drachenfels, einem Weinhause in der Rheinstraße. Ueber dem Platze, wo er saß, hängt sein Bild, ein groteskes Gesicht mit eingefallenen Wangen, verbissenen Lippen, zerstörten Zügen, über denen eine stolze, fast majestätisch hohe Stirn wie mit dem Zorn des Don-

nerers thront. Das Haar hängt verworren herab, das Auge hat nur noch Kraft zu momentanem Aufblitzen. Früh morgens, wenn er erwacht, bedarf er eines fürchterlichen Stärkungsmittels; was eine andere Natur umwirft, belebt erst seine physischen Kräfte. Um neun Uhr saß er am Schreibtische und schleuderte da jene kolossalen Geburten von sich, die in ihrer riesigen Gestalt ihresgleichen suchen. Um ein Uhr war er mit dem Tage fertig. Zu essen pflegte er nicht, oder nur wenig. Er ließ sich ankleiden und in den Drachenfels führen; eine Wunde am Fuße aus der Burschenzeit seiner Studentenjahre hinderte ihn am freien Gange. Und dann saß er in dem sechseckigen Zimmer, im Winkel oder am Fenster, halb grübelnd, halb im Schlafe, ein Bild der verzerrten Physis, an der die Psyche nur noch herumleckt in seltnen Momenten. Eine Flasche leichten Weines stand vor ihm, er nippte nur noch wenig; ein Becher mit Fidibus durfte, selbst wenn er schlief, nicht fehlen auf dem Tische. Dann und wann blitzte ihm ein Gedanke durch den Kopf; dann faltete er eines der zusammengedrehten Papiere auseinander und schrieb mit

Röthel auf den schmalen Streifen das Ergebniß des Momentes. Seine Taschen staken voll von solchen beschriebenen Schnitzeln, aus denen er seine Tragödien zusammensetzte. So lebte er tagtäglich, für die sonstige Menschenwelt verloren, Alles, was der Tag sonst brachte, mit Verachtung, mit Hohn, von sich weisend. Ein dämonischer Stolz ließ ihn die erbärmliche Hülle seines Körpers ertragen, er war Cyniker aus Leidenschaft, aus Grundsatz, aus fürchterlichem Eigensinn, der ihn für alle Interessen des für ihn verwüsteten Lebens unfähig machte. Immermann hatte ihn aus Frankfurt hierhergezogen, um ihn für die Theatergeschäfte zu gewinnen. Grabbe ist durch und durch gutmüthig, wer sein Vertrauen hat, lenkt ihn wie ein Kind, findet ihn aber für alle Praxis eben so unfähig wie ein Kind. Grabbe schrieb Rollen ab und erhielt von Immermann dafür nach Gebrauch die Gebühren. Wenige Tage vor Pfingsten hatte er Düsseldorf verlassen, um wieder in seiner Heimath, Detmold, zu vegetiren. Seine hiesigen Verhältnisse waren abgebraucht; der detmolder Hof, wo er früher die Stelle eines Auditeurs beklei-

dete, machte ihm wieder ein Anerbieten; seine Frau ist in Detmold eine der angesehensten Damen. Die Contraste seines Lebens und seines Naturells lassen sich nur andeuten, sie auszumalen fehlt aller Muth. Man muß den Drachenfels besuchen und den eben so geistreichen als liebenswürdigen Weinwirth erzählen hören. Mit leichtem Moselwein läßt sich diese schwere Geschichte eines deutschen Dichters hinunterspülen.

Eine Zeit lang saß Grabbe nicht so ganz einsam hinter seinem Fidibusbecher im Drachenfels. So lange Norbert Burgmüller lebte, hatte er einen treuen Gespons. Ein Musiker, ein Schüler Spohr's, sieben Jahre jünger als Grabbe *), eben so abgemüdet von allem, was Leben heißt, saß Norbert täglich neben ihm in dem Winkelzimmer. Sie schlürften mit einander aus Einem Glase, schliefen zusammen, über den Tisch gelehnt, und haschten von einander die wortkargen Gedanken, die über Gott, Menschheit und Welt im Gehirne des Einen und des Andern wie ein Fluch des

*) Grabbe ist im Februar 1801 geboren.

Geistes über die Natur auftauchten. Es waren die Einfälle verzweifelter Einsiedler. Wenn Hoffmann und Devrient in Berlin bei Lutter und Wegener nächtlich saßen und die Funken des Witzes dämonisch aus ihrer weinglühenden Stirn sprühten, so war eine Schaar von Nachtgesellen um sie versammelt, die von den Brocken ihres geistigen Reichthums zehrten. Und diese beiden Männer hatten den vollen Tag hinter sich, der Kammergerichtsrath hatte am grünen Sessionstische sein Urthel gesprochen, der große Mime hatte am hellen Mittage, in der letzten Zeit freilich auch mitten im Sommer bei geheiztem Ofen, eine Rolle einstudirt; Abends ließen sich den Dämonen einige infernalische Gunstbezeigungen mit Recht und Fug abgewinnen. Hier aber saßen zwei Jünglinge schon am Tage fertig mit dem Tage und seinen Ansprüchen, von dem fröhlichen Leben, das an den Ufern des goldgrünen Rheins sich der Sonne freute, geschieden wie durch eine lähmende dunkle Macht. So lange Norbert Burgmüller lebte, saß Grabbe nicht einsam im Drachenfels. Aber er reiste im Anfange dieses Monats nach Aachen und

starb am 7. Mai ganz plötzlich im Bade. Grabbe erließ im düsseldorfer Fremden-Anzeiger eine Notiz, die wie ein Steckbrief abgefaßt war: „Norbert, Du wolltest wiederkommen, Du hast Dein Wort nicht gehalten! Du bist weiter gereist, als Du solltest und wolltest. Norbert, kommst Du nie wieder?" Und der hartgefügte, starkgepanzerte Grabbe saß von da an nur in Thränen aufgelöst in der drachenfelser Weinstube, schrieb nichts mehr auf den Fidibus und konnte seine „Hermannsschlacht," mit der er beschäftigt war, nicht vollenden. Dieser Norbert war für ihn nicht blos der einzige Freund, auch der einzige Mensch gewesen in aller Welt; in jedes andere Gesicht spie er seine Menschenverachtung. Und er nahm die Gelegenheit wahr, Düsseldorf zu verlassen. *)

Norbert Burgmüller ist als Musiker wenig bekannt

*) Grabbe starb in Detmold am 12. September 1836, noch nicht fünfunddreißig Jahr alt. Merkwürdig war aus der letzten Zeit in Düsseldorf ein Zettel an Immermann: „Die Hermannsschlacht, welche Sie erwähnen, ist gegen Hannibal ein Koloß. Sie ist fertig. Ich feile nur noch, sinke auch wohl an ihr nieder, wenn sie vollendet ist — auf ewig."

geworden. Seine Sachen sind im Beethoven'schen Styl geschrieben. Wie ich höre, führt Mendelssohn-Bartholdy noch in diesen Tagen zur Todtenfeier des Gestorbenen eine von dessen Sinfonien auf.

Ich stürzte gestern halbtoll aus dem Drachenfels hinaus, die Rheinstraße enlang nach dem Hafen. Ich wollte sehen, ob denn diese Welt so abscheuwerth ist, um sich schon bei lebendigem Leibe mit Haut und Haaren dem Teufel der Einsamkeit zu verschreiben; — denn nur die Einsamkeit, zumal die selbstverschuldete, macht dich irre an Gott und allen guten Geistern. Laßt mir den Leichtsinn, ihr Götter, und die bewegliche Welle des Blutes, die viel überspült und in Vergessenheit taucht!

Am Hafen war reges Leben. Die Gondeln schwebten hin und her, die Wimpeln flatterten, die Matrosen jodelten, aus der Ferne zog ein Dampfschiff heran und der Wind kräuselte die Wolken der Rauchsäule auf und nieder. Ich setzte mich ans Ufer und der Lärm des geschäftigen Tages verscheuchte meine drachenfelser Nachtgedanken. Und dann stieg auch, wie ein stiller

Hüter meiner Seele, Ihr Bild, Dina, wieder vor mir auf, und wiegte sich im goldgrünen Spiegel des Rheines zu mir herüber und wieder zurück in das täuschende Wellenspiel.

Ich war nun gerüstet, um Musik zu hören, und durfte das Morgenconcert, womit die Reihe der musikalischen Festivitäten geschlossen wurde, nicht versäumen.

Madame Fischer-Achten war unpäßlich geworden; das Morgenconcert mußte zum großen Theil improvisirt werden. Herr Schmezer sang die Bildnißarie des Tamino aus der Zauberflöte, Fräulein Grabau Arie und Recitativ der Vitellia aus dem Titus, Herr David, Concertmeister in Leipzig, spielte mit der anerkannten Feinheit seines Geigenstrichs die schwere Sonate von Beethoven *), mit Mendelsohn's Begleitung auf dem Flügel. Aber von der ersten Ouvertüre zu Beethoven's Leonore muß ich Ihnen noch besonders erzählen. Diese erste, bis jetzt nur sehr Wenigen bekannte, Ouvertüre

*) Die dem pariser Kreutzer gewidmete.

zur Leonore (Opus 138.) war bereits im Jahre 1805 componirt. Eine zweite, unter demselben Titel erschienene, schrieb der Meister erst später, und die dritte, zum Fidelio componirte, gehört ihrer Entstehung nach dem Jahre 1814 an. Beethoven's Oper hatte in Wien Anfangs gar nicht gefallen, deshalb die häufigen Umgestaltungen. Außer diesen drei Ouvertüren existirt eine vierte, welche bis jetzt nur vierhändig für das Clavier erschienen ist. Alle vier sind sehr verschiedene Geburten einer und derselben Geistesstimmung; nur in den allgemeinen Motiven haben sie etwas Gemeinschaftliches. Es ist z. B. eine sehr interessante Erscheinung, welche zu besonderer Betrachtung veranlaßt, daß derselbe Accord, dieselbe Fermate, die in der Ouvertüre Nr. 2. den Uebergang bilden, zur Andeutung des Triumphes der Liebe über die dunkeln Gewalten der Tücke, in der Ouvertüre Nr. 1. in ähnlicher Weise, aber in ganz entgegengesetztem Sinne, die Einleitung zur Darstellung des tragischen Looses Florestan's abgeben, indem die Anklänge aus seiner Arie hier ganz besonders hervorge-

hoben werden. Will man die erste Ouvertüre mit der zum Fidelio in Vergleich bringen, so verhalten sie sich zu einander, wie ein elegischer Seufzerhauch zu dem völligen Schrei des lautesten Schmerzes, der den gewölbten Bau der Brust zu zerschmettern droht.

Die erste Ouvertüre zur Leonore war bisher als Manuscript Eigenthum Haßlinger's in Wien und Schindler's in Aachen. Der Letztere, ein Feind aller Musikfeste, verweigerte auf mehrfache Bitten ihre Mittheilung. Dem Bestehen der Musikfeste, die fast die Bedeutsamkeit einer Nationalsache in Anspruch nehmen könnten, wird durch die Grille dieses und jenes Musikers schwerlich ein Abbruch geschehen. Das nächstjährige niederrheinische Fest wird in Aachen gefeiert werden. Heute Mittag war eine Anzahl theilnehmender Freunde und Freundinnen zum Abschiedsschmause beisammen. Die Tribune war mit Mendelssohn-Bartholdy's Bild geziert; die Kränze, die ihm die begeisterten Rheinländerinnen auf die noch so jugendlichen Schläfe gedrückt, hingen zu Guirlanden gewunden zu beiden Seiten. Auf

der blassen Wange des Meisters schwebte eine leise Röthe; sein kluges Auge sah keck aus, wie zu neuen Entwürfen gerüstet. Der würdige Schadow brachte den Toast aus für das Fortbestehen der rheinischen Feste.

Von meiner Wanderung durch die Ateliers der Maler gebe ich in aller Eile nur kurzen Bericht. Schadow arbeitete an einem Altarblatte für die Kirche in Dülmen; zwei Engel stehen an der Leiche Christi. Bendemann ist vom alten Testamente ins neue übergegangen; er malt einen gegeißelten Christus. Von seinem Jeremias sieht man hier noch die kleine Farbenskizze. Von Hübner sah ich eine Gruppe Schnitter und einen großen Carton zum Tobias.

Und nun, adieu, Dina, auf lange Zeit. Ich bin recht müde vom Sehen, Hören und Schreiben. Wenn ich an Sie schreibe, so ist's immer wie ein Ruf aus tiefster Seele herauf. Nun sollen Sie lange nichts von mir hören, nun will ich schweigend den Rhein stroman, seine Burgen besteigen, seine Weine proben. Wenn ich an seine Strudel komme, will ich denken:

wie leicht seid ihr zu beschiffen gegen die Strudel der Gemüthswelt! Wenn ich in seine glänzende Tiefe blicke, will ich bedenken, wie weit lieber ich in Dina's glänzende Augentiefe blickte. Aber sie soll es nun nicht mehr wissen. Hab' ich sie gequält mit meinen Worten, so will ich sie nun mit meinem Schweigen belohnen. Was sollt' ich Ihnen auch vom Vater Rhein erzählen, das nicht schon Jedermann wüßte. Du hörst von mir keine Sylbe, bis ich vor Dir stehe; dann magst Du mir das Siegel von den Lippen lösen.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

37